Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 21 — Gotha, 4. November 1926 — 40. Jahrgang

Inhalt: Durch das Gesetz Erkenntnis der Sünde? [Sp. 1041] — Theologia versus Theologiam. Zur Glaubenslehre von Ernst Troeltsch [Sp. 1042] — Die Bibel als Wort Gottes. Antwort an D. Brunner [Sp. 1050] — Gotthilf Heinrich Schuberts Wiederkehr [Sp. 1053] — Der französische Katholizismus im Lichte der innern Entwickelung Frankreichs [Sp. 1059] — Römischer Brief [Sp. 1064] — Oeffentliche Umfrage in Sachen des Sonntags [Sp. 1066] — Von christlicher Kunst und Liturgik: Kultur und Kunst (Horn); Blätter für christliche Archäologie und Kunst (Ficker); Kunst und Kirche (Röhrig, Kühner); Problem des evangelischen Kirchbaus (Ficker); Die liturgische Bewegung (Mensching); Der Patenenkelch (Philipps) [Sp. 1067] — Hermeneutik: Das Verstehen (Wach); Griechisch-deutsches Wörterbuch (Preuschen) [Sp. 1070] — Von Dichtungen, Dichtern und Genies: Es ist ein Reis entsprungen (Weinhardt); Der Heilige und das Blümlein (Geiger-Gog); Paul Gerhardt (Lehn); Zinzendorf (Herpel); Sören Kierkegaard (Ulrich, Gilg); Strindberg (Erdmann, Hedén); Bei offener Tür (Larsen); Gerhart Hauptmann (Sternberg, Sulser) [Sp. 1072] — Von Religion und Theologie: Jesus und die Friedensfrage (Fischer); Konfessionskunde (Mulert); Christentum und Leben (v d Goltz); Das Problem des theologischen Denkens (Pfennigsdorf); Wo ist Gott (Kutter); Wege der Lebensgestaltung (Weinhandl); Von Unterwegs (Gog) [Sp. 1076] — Von Mission und Geschichte: Mitteilungen aus Lambarene (Schweitzer); Morgenröte in Japan (Schiller); Ostasienjahrbuch (AERMB); China und die christliche Mission (Oehler); Die bleibende Missionsaufgabe (Schreiber); Die Erweckung in Württemberg (Fischer); Baltisches (Eggers, Kaulitz-Niedeck, Gurland); Das Elsässische Problem (Wolf); Aus einer vergessenen Ecke (Boette) [Sp. 1079] — Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage [Sp. 1084] — Vom Katholizismus der Gegenwart [Sp. 1089] — Wöchentliche Chronik [Sp. 1092] — Verschiedenes: Zu der Kontroverse Greßmann-Brunner; Vom Dreiländertag der FCW in Basel [Sp. 1094] — Anzeigen

Durch das Gesetz Erkenntnis der Sünde?

Das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf. Matth. 19, 20
Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie die andern Leute. Luk. 18, 11
Verachtest du den Reichtum seiner Güte, Geduld und Langmütigkeit? Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? Röm. 2, 4

Durch das Gesetz komme Erkenntnis der Sünde, sagt der Apostel Paulus. Die Reformatoren haben es ihm nachgesprochen. Die Predigt von der Kanzel folgt dieser Anweisung.

Nun ist kein Zweifel, daß es einen Menschen im Gewissen treffen kann, wenn ihm eine heilige Forderung vor Augen gehalten wird. Bei der Erziehung erleben wir das an den Kindern. Erwachsenen, die sich vergangen haben, ist über dem schlichten „Das sollst du nicht!" „Das sollst du!" ihr Unrecht aufgegangen.

Aber die eigentliche Mission des Gesetzes ist das nicht. Und seine erfahrungsmäßige Wirkung nur selten. Es gibt sogar die entgegengesetzte Erfahrung: Nitimur in vetitum — „auf das Verbotene richtet sich unser Verlangen".

Und der reiche Jüngling hatte das Gesetz, Gottes Gesetz, aber es war ihm darüber nicht von ferne der Gedanke gekommen, daß er ein Sünder sei; er hatte es ja alles gehalten. Desgleichen der Pharisäer: er liebte, verehrte das Gesetz, kannte nichts Höheres Tag und Nacht; wie sollte er dabei auf den Gedanken kommen, daß die Sünde in ihm wohne? — Beide hatten den Nächsten noch nicht erlebt. Der reiche Jüngling hatte noch nicht gesehen, daß sein Reichtum ihm nur für die Armen gegeben war. Der Pharisäer kannte nur „Leute", die ihn nichts angingen, mit denen er gar nichts gemein hatte. Und Paulus? Solange er in leidenschaftlicher Hingabe an das Gesetz die Christen verfolgte, erkannte er da die Sünde?

Wir schätzen Moralpredigten nicht. Was aber wollen wir hören? „Den Reichtum seiner Güte, Geduld und Langmütigkeit". Warum? Weil wir das am nötigsten haben. Nur um schnell getröstet zu werden über unsre Sünde? Ja, aber über eine Sünde, die wir dann erst recht erkennen, die wir dann überhaupt nur begreifen. Aus dem Evangelium kommt beides: Erkenntnis der Sünde und Erkenntnis der Sündenvergebung — auf einmal! Und meine Niemand, daß jene darum nicht wehtäte, weil zugleich die Heilung des Wehs damit verbunden ist.

Möglich, daß dem Leichtsinn nicht anders beizukommen ist als mit dem Hammer des Gesetzes. Der ernste Mensch will nicht vom Gesetz hören, sondern von der Gnade. Wenn ihm die aufgeht, öffnet sich ihm ein Reich, in dem er gern sein möchte, aber in dem er aus eigner Vernunft und Kraft nicht sein kann. In das er aber dennoch gerufen ist, eingeladen, eingeführt. Und indem er ganz der Empfangende ist, zerbricht in ihm sein Stolz, sein Trotz, seine Selbstgenügsamkeit und Selbstsicherheit, und es strömen in ihn ein Kräfte, Gaben, Erkenntnisse, Aufgaben, die er zuvor nicht hatte. Da kann man dann wohl von einem neuen Gesetz reden, von einem Gesetz der Freiheit, wie auch die Schrift tut. Tertius usus legis nannten es unsre Alten und stritten darüber. Nein, es ist nicht der dritte, sondern der erste und vornehmste Brauch vom Gesetz. In alle Moral, bis ins Fernste des Alten Testaments hinein senkt sich der befreite Geist und holt Kenntnis und Verständnis des göttlichen Willens heraus. Aber frei; gerade soweit als der heilige Geist in seinem Innern frei und verständlich ihm davon Zeugnis gibt. Nun versteht er es; es ist ihm eigne Einsicht, eigner Wille: er gibt sich selbst sein Gesetz — aber es ist Gottes Gesetz, das er sich gibt.

Ist man auf diesem Wege, dann ist es doch nicht eigentlich das Abweichen vom Gesetz, worin man seine Sünde erkennt, sondern Sünde ist einem die Entfernung von Gott, in die man gerät, die Lockerung der Gemeinschaft mit ihm, ohne den man nicht leben kann. R

Theologia versus Theologiam

Bemerkungen zur „Glaubenslehre" von Ernst Troeltsch (Dunker & Humblot, München und Leipzig 1925. 384 S. 13, geb. 17 M.)

1

Im November 1896, vor nun dreißig Jahren, hatten sich die ehemaligen Hilfsredakteure der „Christlichen Welt" zu einer „Kandidaten-Nummer" zusammengefunden, die sie dem Herausgeber Rade zur Feier des zehnjährigen Bestehens des Blattes überreichten. Ich hatte dazu einen Beitrag unter der Überschrift Theologia versus Theologiam geliefert, — ein jugendliches Programm für die Arbeit der Theologie in der Gegenwart. Daran wurde ich lebhaft erinnert, als ich die „Glaubenslehre" unsres unvergeßlichen Ernst Troeltsch in die Hände bekam. Denn die kurze Formel Theologia versus Theologiam, die aus dem Gerichtsleben und der Prozeßgegnerschaft stammt, will nichts Andres sagen, als daß in harter Rei-

bung „der Diamant im eigenen Staube geschliffen werden muß", — daß die Theologie eine wichtige Aufgabe darin hat, das Theologische an der überlieferten Religion abzuschleifen, damit das ewige Licht rein und immer reiner in seiner einfachen Kraft aufleuchten kann. Denn die theologische Hülle der erlösenden Wahrheit ist eine harte Kruste, die den Blick in das innere Licht verwehrt und nur dem heißen Bemühen des Aufrichtigen weicht.

In diesem Sinne hat Troeltsch in seiner theologischen Arbeit gewirkt; er war von Anfang an ein untheologischer Theologe, der mit großem Ernste, gelegentlich auch mit Humor und Ironie als Theologe das „Theologische" loszuwerden suchte, um Nichttheologen den Weg zu dem heiligen Reichtum des Glaubens freizumachen. Gehen muß man den Weg natürlich selber.

Aus dieser Grundrichtung ist auch diese nun in Buchform vorliegende „Glaubenslehre" zu verstehen, die seine Witwe den Freunden und der weiteren Öffentlichkeit in einem stattlichen Bande von fast vierhundert Seiten vorgelegt hat.

2

Im ersten Augenblicke konnte man freilich fast erschrecken über das Wagnis, 1925 Vorlesungen eines Heimgegangenen aus den Jahren 1911 und 1912 herauszugeben. Erich Haupt pflegte uns junge Studenten in Halle immer in beweglichen Worten davor zu warnen, einen Autor aus einem nachgelassenen Werke reden zu lassen, das nicht mehr ganz der Ausdruck seiner Überzeugungen sein könne. Hier liegt nun gar ein Buch vor, dessen Verfasser die mächtigsten Erlebnisse seines Lebens noch vor sich hatte. In die Zeit nach diesen Vorlesungen fällt ja erst die Übersiedelung des Heidelberger Theologen in die Berliner philosophische Fakultät, — und vor allem der Weltkrieg und der Umsturz. Was für Gedankenmassen haben da den so ungewöhnlich beweglichen und empfänglichen Denker umbrandet! Darf man dann so weit zurückliegende Äußerungen hervorheben, im Druck festhalten und in die so ganz andere Gegenwart hineinstellen?

Mit solchen Gedanken mußte man wohl an das Buch herangehen. Aber die Bedenken schwanden beim Lesen immer mehr vor dem starken Eindruck, daß das, was da steht, einmal im Zusammenhange gesagt werden mußte. Es ist in gewissem Sinne der Abschluß einer Periode im religiösen Denken der Gegenwart, — eine Abrechnung: das Bekenntnis eines durch und durch ehrlichen, freimütigen Mannes, der im offenen Kampfe mit der allgemeinen Skepsis und dem flachen Kulturoptimismus seiner Zeit einen männlichen, ehrfürchtigen, weitschauenden Christenglauben als den wertvollsten Zug seines Lebens erkannt hat.

3

Schon mit der Erwähnung dieser beiden Feinde des christlichen Glaubens, der Skepsis und der Kulturanbetung, ist der Unterschied der damaligen Zeitlage von der heutigen angedeutet. Es weht seit dem großen „Kulturbankerott" der Weltkriegszeit ein scharfer kulturkritischer Wind, und das Erlebnis des Ungeheuren hat die spielende Skepsis, die sich ja im Grunde selber nie ernst nehmen kann, in den Boden geschlagen. Vor Abgründen und in einem brennenden Hause kann man sich die satte Blasiertheit nicht leisten. Dem heute heranwachsenden Geschlechte machen Skepsis und Kulturanbetung kaum zu schaffen. Zur Zeit wenigstens. Daß beide Feinde sich wieder erheben werden, ist ohne Weiteres gewiß. Denn die Kultur läßt sich wohl in ihren Auswüchsen und Verirrungen kritisieren, aber, sofern sie geschichtliche Dynamis ist, durch keine theoretischen Erwägungen aufhalten. Sie wird ihre imponierende Gewalt immer wieder zur Geltung bringen, ihr Daseinsrecht, wenn nötig, mit dem Schöpfungsaufruf, die Erde zu beherrschen, begründen, und es wird im Laufe der Zeit nicht an Neigung fehlen, die geistige Schöpfung an die Stelle des Schöpfers zu setzen, wie das vor dem Kriege in den Kreisen der Bildung weithin der Fall war.

Aber auch die Skepsis wird immer neu sich als Stimmung erheben, so wie Nebel von feuchten Wiesen aufsteigen, — und zwar aus dem immer neuen Eindrucke der Relativität aller Erscheinungen, den die Wissenschaft beständig wieder hervorrufen muß, weil sie nicht anders kann, d. h. weil sie nichts Andres kennt, als Relatives, und das Absolute höchstens noch in der Gewißheit der Methode finden könnte, wenn nicht auch da längst Fragezeichen bereitständen.

So lange die Kultur in Bewegung ist und die kritische Wissenschaft in ihr, — so lange werden Kulturverehrung auf der einen und Skepsis auf der andern Seite als dauernde Gefahren sie wie Schatten begleiten, über die auch sehr selbstgewisse Denker der jüngeren Generation, die heute das Wort hat, nicht hinwegspringen können. Darum wird es auch in Zukunft immer nötig sein, sich sehr ernsthaft mit ihnen auseinanderzusetzen, und dadurch hat die mühevolle Lebensarbeit von Ernst Troeltsch trotz der neuen Lage ihren dauernden Wert auch für das heranwachsende Geschlecht, das später wohl einmal dankbar sein wird für die tapferen Kämpfe, die der unerschrockene „rauflustige" Bayer in seiner Zeit für sich und Andre durchgefochten hat.

Denn das war seine Freude: mit den Problemen zu raufen! Wenn er in einer Gedankenpause vor einer schwierigen Analyse oder Synthese scherzhaft vorweg bemerkte: „Jetzt aber, meine Herren, kostet es Hirnschmalz!" — dann war es ihm besonders wohl. Es gibt Jungens, die keine Ruhe haben, bis sie den höchsten Baum erklettert und den dunkelsten Kellerwinkel auf dem Bauche erkrochen haben. So ging es diesem jugendfrischen Denker mit den theologischen und philosophischen Problemen. Ihn zogen die höchsten und die tiefsten, die bedrohlichsten und gefährlichsten am meisten an. Und dann einen Ausweg, einen ehrlichen, — nur keinen Schleichweg! — zeigen zu können, das war seine helle Freude. Er haßte alle faulen Künste, alle Advokatenkniffe und künstlichen Nebel in der Theologie und war unermüdlich im Verspotten unredlicher Verschiebungen. Denn er sah als Theologe immer über die theologischen Zäune hinweg. Und wenn er überhaupt Angst kannte, so war es die Angst vor innerer Unredlichkeit. Freilich auch in dieser, wie in jeder Angst, kann man Gespenster sehen.

Aber dieses beständige Beobachten der benachbarten Wissenschaftsgebiete war für ihn kein interessantes Dilettantenspiel für geistreiche Unterhaltung, sondern sehr ernste Beobachtung des Tatsachenmaterials und der geistigen Strömungen, in der er mit seiner ganzen Arbeit stand. Es war kein Zufall, daß seine erstaunliche Kenntnis der Grenzgebiete der Theologie und Philosophie ihn schließlich zur Philosophie führte, und dort wieder zu dem Problem, das ihm auch als Theologen schon seit Jahrzehnten am meisten zu schaffen machte: dem Historismus.

Denn das tiefste Thema seiner groß und weit angelegten Lebensarbeit war die Behauptung der christlichen Lebenszuversicht in der heutigen geistigen Welt. Die Einwände, die von dem neuen naturwissenschaftlichen Weltbilde aus gegen die christliche Überzeugung erhoben wurden, nahm er sehr ernst. Aber seine aus Kants Vernunftkritik ein für alle Mal gewonnene Überwindung des Naturalismus ließ ihn nicht zu lange dabei verweilen. Weil er den geschichtlichen Charakter des Christenglaubens als das Entscheidende empfand, darum stellte ihm der Historismus, der aus der vergleichenden Geschichtswissenschaft geborene Relativismus, besonders schwere Aufgaben in der Geltungsfrage der christlichen Lebenswahrheit. Außenstehende haben oft

gemeint, er habe ausschließlich Lust und Freude an der kritischen Analyse und am Wirbel der Probleme gehabt. In Wirklichkeit war dieser allerdings sehr kritische Denker eine durchaus positive Natur. Das zeigt sich gerade in dem unermüdlichen Bemühen, der Probleme wirklich Herr zu werden. Bezeichnend dafür ist, daß seine letzte Arbeit, die fünf für England bestimmten Vorträge, den Titel trägt: „Der Historismus und seine Überwindung." Dieses Bemühen um festen Boden in den historischen Schwierigkeiten ist ein bemerkenswerter Zug auch an seinen nun vorliegenden Vorlesungen über die Glaubenslehre*).

4

In diesem Entwurfe — das Ganze ist natürlich ein Torso — führt er bewußt die Linie Schleiermachers weiter. Das heißt: er geht aus von der Tatsache christlicher Frömmigkeit, von dem Vorhandensein bewußten Christentums in der Welt, — also nicht von der Konstruktion einer sogenannten natürlichen Theologie, die das System biblischer Sätze tragen soll. Schleiermacher hat die religiöse Überzeugung erstmalig wieder in ihrer wesentlichen Selbständigkeit erkannt und aus der unwürdigen Rolle eines bloßen Anhängsels an andere Kulturgebiete befreit. Man hat das bisher als das unzweifelhafte Verdienst dieses Mannes und als eine befreiende Wohltat anerkannt. Heute können sich manche jüngere Theologen, die selber von dieser Wohltat leben, nicht genug darin tun, seinen Wert herunterzusetzen. Troeltsch hat Schleiermachers Forderung, die Selbständigkeit des religiösen Lebens anzuerkennen, schon in früheren Arbeiten aufgenommen, und dieser Grundton klingt in seiner Glaubenslehre immer mit.

Da es aber Unabhängigkeit gegenüber der Welt und innere Überlegenheit nur gibt in der Persönlichkeit und ihrem bewußten Leben, so wurde ihm das Persönlichkeitsproblem in der Gottesfrage zu dem eigentlichen Hauptanliegen. Er war eben, trotz aller ernsten und zuweilen übermütigen Angriffe auf die „Theologen" doch selber wirklich Theologe, und seine Ausführungen in der Glaubenslehre über den christlichen Gottesbegriff gehören zum Wertvollsten in dem ganzen Buche. Mit großer Entschiedenheit lehnt er alle monistisch-pantheistischen Verwässerungen, aber auch alle ängstlichen dogmatischen Verengungen des Gottesgedankens ab, um den umfassenden und erlösenden Sinn dessen, was wir „Persönlichkeit" oder höchste geistige und schöpferische Lebendigkeit nennen, als den unverlierbaren Gewinn ins Licht zu stellen, der aus der prophetischen Bewegung Israels empor bis zu der reinen Höhe dessen führt, der mehr ist als alle Propheten. Denn in der dort hervorgebrochenen erlösenden Kraft (1. Kor. 1, 24) ist die innere Lebendigkeit des Weltgrundes am deutlichsten und wirksamsten in die Geschichte eingetreten.

Von diesem Erlebnis der Menschheit aus hat er Gott zu denken gesucht. Darum ist ihm das eigentlich Charakteristische des Christenglaubens die Überzeugung von der souveränen Gnade Gottes geworden. Der Gedanke der Gnade fehlt natürlich in keiner nennenswerten Gottesvorstellung. Aber als alles beherrschende Zentralsonne steht er nur in den Gottesgedanken des Neuen Testaments, und diese zentrale Stellung hat ihm auch Troeltsch in seiner Glaubenslehre gegeben. Die enge Verbindung des Gedankens der Gnade mit der starken Betonung der höchsten Lebendigkeit („Persönlichkeit") Gottes, das Ganze ruhend auf der lebendigen Kraft Jesu als Quelle und Bürgschaft dieses innersten Lebens, — das macht den eigentlich christlichen Charakter dieser Glaubenslehre aus.

*) Das Buch enthält die Diktate und jeweils an den Paragraphen anschließend eine mit bewundernswertem Fleiße erarbeitete Rekonstruktion des freien erläuternden Vortrags, die wir Gertrud von le Fort verdanken.

5

Es ist sehr lohnend, vor oder nach dem Lesen des Buches den Aufsatz über „Die Dogmatik der ‚religionsgeschichtlichen Schule'" zu lesen, den Troeltsch in den Jahren, als diese Glaubenslehre entstand, für The American Journal of Theology geschrieben hat (Gesammelte Schriften 2, 500 ff.). Zu der Frage des christlichen Charakters der Dogmatik spricht er sich dort am Schlusse über den Einwand aus, daß ein Aufbauen der Glaubenslehre auf „das Wesen des Christentums" statt auf die Bibel oder das kirchliche Bekenntnis die Christlichkeit einer solchen Dogmatik in Frage stelle. Er verweist auf die Vieldeutigkeit des Wortes „Christentum" und auf die Unmöglichkeit, es in einer unabänderlichen Grundlehre zu fixieren, wie ja auch die heutige konservative Theologie auf diesem Gebiete mitten im Experimentieren sei. Dann fährt er fort:

Solange das Christentum lebendig ist, wird man darüber streiten, was es ist und was es sein soll, und wird man es in immer neuen Synthesen mit der Gesamtlage neu deuten und der nächsten Zukunft anpassen. Die geschilderte Dogmatik ist nichts als eine solche Anpassung und Synthese und beruht gerade auf dem Vertrauen zu der Unerschöpflichkeit des Christentums*). Im übrigen ist die Christlichkeit auch dadurch ganz konkret gewahrt, daß diese ganze Lebens- und Gedankenfülle auf das Urbild der Person Jesu bezogen bleibt und an dem Bekenntnis zu ihm das alleinige Bindemittel der Gemeinschaft hat*). Sie ist weiterhin dadurch gewahrt, daß in der Bejahung der christlichen Lebenswelt gerade die personalistisch-theistischen Züge, der dualistische Kampf der Sünde und Erlösung, die über die Welt hinausgreifende Zukunftshoffnung als Grundzüge des religiösen Lebens bejaht werden. Das sind aber diejenigen Züge, die in der Weltgeschichte auf die Propheten Israels und auf Jesus zurückgehen. Die wesentliche Christlichkeit einer solchen Dogmatik steht also wohl außer Zweifel, und mehr als eine wesentliche Christlichkeit kann in unserer Welt immer neuer Konzentrationen und Lösungen des geistigen Lebens nicht verlangt werden. Eine unveränderliche Christlichkeit würde das Ende des Christentums bedeuten. Es hat sie nie gegeben und würde sie nur geben können, wenn es einmal rein der Geschichte angehörte. (519)

6

Auf die Darstellung der Glaubenslehre im Einzelnen können wir hier nicht eingehen. Das soll einer späteren systematischen Würdigung des Buches vorbehalten bleiben. Hier sollen nur noch zwei kritische Bemerkungen ausgesprochen werden. Es handelt sich um die beiden grundlegenden Begriffe „pistis" und „kyrios", „Glaube" und „Herr".

In einer Glaubenslehre ist der Begriff des Glaubens selbst natürlich von besonderer Wichtigkeit. Am Glauben hängt ja nach den wichtigsten Äußerungen der urchristlichen Zeugen das ganze innere Schicksal. „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen**)." Wir brauchen nur an das für Paulus und Luther entscheidende Sola fide zu erinnern. Um so bedenklicher ist die Tatsache, daß gerade darüber, was dieser rettende Glaube ist, eine lähmende Unklarheit wie Mehltau auf der evangelischen Christenheit liegt. Man bedenke nur, was das bedeutet: allgemeine Übereinstimmung in dem Bekenntnis „allein durch Glauben" und allgemeine Unklarheit über den Sinn dieses Glaubens! Bald wird damit eine unsichere, sehr unsichere und fragwürdige Meinung verstanden („ich glaube wohl, aber gewiß ist es nicht") oder das Annehmen von Tatbeständen („ich glaube es, etwas, wenig, viel, alles"; „ich glaube, daß ...") — und nur von der ganz ernsthaften, geläuterten Minderheit das, was „der Anfänger und Vollender des Glaubens" nach dem Zeugnis der Evangelien und des Paulus darunter verstand: das bedingungslose, fraglose Vertrauen des Kindes zum Vater, also das in der Gotteskindschaft (Röm. 8!) gemeinte Grundverhältnis des Menschen zu seinem ewigen Lebensgrunde.

*) In der Vorlage nicht gesperrt.
**) Hebr. 11, 6.

Von den verheerenden Wirkungen — der Ausdruck ist nicht übertrieben — in der kirchlichen und zumal der kirchenpolitischen Wirklichkeit, die dieses Durcheinander von Bedeutungen des einen Wortes anrichtet, erfährt der Theologe im akademischen Amte wenig oder nichts. Um so mehr der Pfarrer und Religionslehrer. Nur bei besonders stürmischem Wetter, wie im Apostolikum-Streit und in andern erregten Zeiten, spritzt der Gischt auch bis zu den Theoretikern hinauf. Die Verworrenheit im religiösen und kirchlichen Denken ist völlig hoffnungslos, wenn nicht die Männer, auf deren Stimme gehört wird, entschlossen mit einer durch die Lage geforderten Einseitigkeit sich zu dem Glaubensbegriffe Jesu bekennen. Eigentlich wäre das wohl die klare Pflicht der evangelischen Kirchenregierungen, der Wächter des reinen Glaubens. Aber — — es wäre wertvoll, festzustellen, ob jemals eine deutsche evangelische Kirchenbehörde sich offen, deutlich und unmißverständlich für den Glaubensbegriff Jesu ausgesprochen hat! Daß man so fragen muß, ist beschämend und aufrüttelnd zugleich.

Um so erquickender ist die Entschiedenheit, mit der ein Mann wie Wilhelm Herrmann, der Marburger Dogmatiker, den Weg der prophetischen Einseitigkeit gegangen ist, indem er sich in der Frage des Glaubens ganz auf die Seite Jesu stellte und gelegentlich mit zornigen Worten den „gräulichen Wahn" geißelte, als ob das Fürwahrhalten von überlieferten Gedanken und Vorstellungen der Glaube sei, der erlöst. In dieser Sache ist wirklich nur mit scharfen und tiefen Schnitten zu helfen, denn die Verwachsungen liegen sehr tief und sind sehr alt und fest.

Troeltsch wußte als Christ und als Schüler Ritschls und Herrmanns, worauf es im evangelischen Glauben ankommt, und seine Glaubenslehre ist ein schönes Zeugnis dafür, daß auch ihm das Wesentliche in dem von Jesus gemeinten schlechthinigen Vertrauen liegt. Aber er hat sich nicht entschließen können, den trennenden Schnitt zu führen und den Glauben grundsätzlich und begrifflich zu trennen von dem, was eben nicht Glaube, sondern Vorstellung ist. Er spricht von dem „Doppelcharakter" des Glaubensbegriffs, „der einmal ein praktisches Ganzes der Lebensstellung und dann wieder eine Summe von religiösen Vorstellungen und Gedanken bedeutet":

In Wahrheit gehören beide Seiten der Sache zusammen und ist sowohl der Neigung vorzubeugen, den Glauben in eine leere, vorstellungslose Stimmung zu verflüchtigen, als der, den Glauben intellektualistisch zur bloßen Lehre und äußeren Autorität zu verhärten. Wenn es eine Eigentümlichkeit des Protestantismus ist, den Glauben besonders zu betonen und ihn als Gesinnungseinheit zu begreifen, so ist das aus dem Gegensatz gegen den katholischen Sakramentalismus und Ritualismus zu begreifen. Aber damit ist doch die andere Seite des Glaubens, ein Inbegriff spezifisch religiöser Vorstellungen zu sein, nicht aufzuheben. Die Betrachtung des Glaubens als Ganzes der Gesinnung ist also seine Beziehung auf den Offenbarungsimpuls*). Die Beleuchtung des Glaubens als Inbegriff von Gedanken und Vorstellungen ist die Ausdeutung und Aussprache dieses Impulses. Die religiöse Bedeutung des Glaubens hängt an beiden gleicherweise; aber indem so das erste Interesse durch Zurückführung des Glaubens auf die ihm zu Grunde liegende Offenbarung gewahrt ist, tritt nun das andere hervor. ... (S. 43 f.)

Meint Jemand im Ernste, daß man so aus der Not der immer wieder sich gefährlich entzündenden Verwachsungen jemals herauskommt? Man braucht nur an etwas ganz Alltägliches zu denken: an die giftige und vergiftende Gegenüberstellung von „gläubigen" und „ungläubigen" Pfarrern und Professoren. Gegenüber diesem Unfug ist mit einem solchen Sowohl-Als-auch schlechterdings nichts auszurichten. Wer bestimmt denn den Maßstab der Beurteilung der religiösen Vorstellungen? Kirchenregierungen, theologische Fakultäten, Synodalmehrheiten? Im Streitfall wird sich immer das einfache Schwergewicht der dogmatischen Tradition geltend machen, und in der robusten Wirklichkeit greift man schließlich zu dem Glaubensmaßstab der alten „Glaubensbekenntnisse": des Apostolikums, des Nicänums und des Athanasianums: „Wer selig werden will, muß vor allem Folgendes für wahr halten ...!"

Nein; hier hilft nur die scharfe Besinnung auf das, was Luthern aus der Not des katholischen „Glaubens" geholfen hat: das Vertrauen der Gotteskindschaft, nichts Anderes! „Die Dämonen glauben auch und zittern", heißt es im Jakobusbriefe. D. h. sie haben auch Vorstellungen von Gott und sind sehr unselig dabei! Der Glaube, „der selig macht", ist das also sicherlich nicht.

Daß der Glaube mit religiösen Vorstellungen und Gedanken verbunden ist, — daß „gedankenloser Glaube" wertlos ist, ist ohne Weiteres klar. Aber wenn eine Melodie mit einer Violinsaite verbunden ist, so ist und bleibt die Saite mit ihren Schwingungen immer etwas wesentlich Anderes als die Melodie. Sie ist nicht „sowohl Saitenschwingung, als auch musikalische Wirklichkeit", sondern sie ist musikalische Wirklichkeit, die an den Schwingungen der Saite zur Erscheinung kommt. Die religiöse Vorstellungswelt ist notwendiges Spalier für den Glauben. Aber niemals kann ein Spalier einen Apfel hervorbringen. Der Glaube ist mit allerlei Gedanken verbunden, aber er ist etwas wesentlich Anderes. Er ist Vertrauen, und nichts sonst. Er ist etwas ganz Einfaches und hat keinen „Doppelcharakter".

Ich weiß, daß auch dieser Widerspruch gegen das Sowohl-als-auch (der sichere Schlupfwinkel aller Orthodoxieen!) verhallen wird, wie alle früheren Proteste. Aber ausgesprochen soll er auch hier werden. Sei es auch nur, damit uns die Ungeheuerlichkeit immer wieder ins Bewußtsein kommt, daß das Volk des sola fide nicht weiß, was diese fides ist. Troeltsch wußte es sehr wohl; um so mehr ist es zu bedauern, daß er gerade hier sein scharfes Messer nicht ansetzte, um Wesen und Begleitung klar zu scheiden.

7

Neben der Eindeutigkeit des Glaubensbegriffes fehlt mir an dem schönen Buche noch ein Zweites. Aber es kostet mich Überwindung, es hier auszusprechen, weil es sehr leicht mißverstanden werden kann. Ich denke an die verborgene, tragende Wirklichkeit, die wir den lebendigen Christus nennen. Er ist geradeso verborgen, wie der lebendige Gott. Und der Begriff ist gerade so wenig wissenschaftlich, wie „der lebendige Gott". Troeltsch betont es selbst, daß die Glaubenslehre keine Wissenschaft ist. Sie setzt nur gründliche Kenntnis der wissenschaftlichen Gesamtlage und ihrer Forderungen und Möglichkeiten voraus. Diese Kenntnis muß sie verlangen. Aber im wesentlichen ist sie ein Bekenntnis. Ein Bekenntnis zu dem lebendigen Gott. Darum darf und muß der Dogmatiker von ihm reden über alle Wissenschaft hinaus. Aber mit dem gleichen Rechte von dem lebendigen Herrn des Glaubens, der für keine Wissenschaft faßbar ist.

Kyrios Christos — das ist nun einmal von Anfang an der einfachste Ausdruck für die „Glaubensbedeutung Jesu" gewesen. Die „rettende Kraft Gottes", wie Paulus ihn nennt, ist damit deutlich als die persönliche und charakterbildende, siegreiche und erlösende, gegenwärtige und zukünftige Macht bezeichnet. Und in diesem Begriffe und Namen des lebendigen Herrn wird zugleich aufs Bündigste der Gedanke abgelehnt, die Persönlichkeit Jesu komme nur als historische Erscheinung in Betracht. Troeltsch verwahrt sich energisch gegen diese Ansicht und spricht ausdrücklich von der Überwindung der Schranken

*) Sperrung in der Vorlage.

der Historie. Die „hat der Tod zerbrochen und zugleich hat er den in dieser Erscheinung enthaltenen Geist als ein fortwirkendes, mit der Zeit und ihren Bedürfnissen sich wandelndes Prinzip entbunden. ... Der Geist Christi ist so die beseelende und treibende Kraft der Gemeinde". (S. 347.) Aber sicherlich doch als persönlicher Geist, der sich gerade in der christlichen Charakterbildung als persönlich wirkend erweist! Wenn Troeltsch an einer anderen Stelle sagt: „Die Überwindung des mechanistischen Gedankens durch eine Metaphysik des Geistes und der Persönlichkeit ist das eigentlich tiefste und heißeste Bemühen des ganzen Denkens der Gegenwart" (S. 294), — so gilt doch das vor allem auch im Gedanken an die Zentralgestalt der christlichen Frömmigkeit. Und dafür ist, wie schon Richard Rothe überzeugend gesagt hat, der urchristliche Name „der lebendige Herr" der klarste und einfachste Ausdruck.

Natürlich ist viel wichtiger als diese Bezeichnung die Tatsache selbst: nämlich daß diese ganze Glaubenslehre unter der stillen Herrschaft des Kyrios Christos steht und ohne sie gar nicht geschrieben werden konnte. Der lebendige Gott, den Troeltsch so kraftvoll verkündigt, ist ihm ja selber erst durch den lebendigen Christus aufgegangen. Darum hätte es aber um so mehr nahe gelegen, auch den einfachsten, deutlichsten urchristlichen Namen für die gemeinte Wirklichkeit zu gebrauchen *).

8

Es wäre noch sehr Vieles von dem Buche zu sagen. Aber da, wie gesagt, noch eine eingehendere Würdigung folgen wird, so breche ich hier ab mit einem Wunsche, in dem ich meine Wertung dieser Glaubenslehre ausdrücken möchte.

Im Frühling dieses Jahres wurde ich in meiner früheren Thüringer Dorfgemeinde von einem Freunde in einen kleinen Leserkreis eingeführt. Es war ein ländliches „Kant-Kränzchen". Man hatte vor einigen Jahren mit dem gemeinsamen Lesen und Besprechen der „Kritik der praktischen Vernunft" begonnen, war zu den anderen kritischen Werken übergegangen und war jetzt mitten in der „Kritik der reinen Vernunft". Der kleine Kreis setzte sich zusammen aus dem nun im Ruhestande lebenden früheren Ortspfarrer, einem pensionierten Volksschullehrer, einem jungen an der Dorfschule tätigen Lehrer und einem in der Mitte der Dreißiger stehenden Bauern. Die Abschnitte wurden vorher zu Hause durchgelesen, dann in der wöchentlichen Zusammenkunft vorgelesen und besprochen. Nur in den Sommermonaten, wenn die Landarbeit für den Abend zu viel Ermüdung schafft, ruht der Kreis.

Ich weiß nicht, ob es noch sonst irgendwo im deutschen Lande etwas Ähnliches gibt. Aber ich wünschte, es würden sich in den Städten kleine Kreise bilden, in denen Gebildete aller Stände sich zusammenfänden, um in stillen Abendstunden miteinander Ernst Troeltschs Glaubenslehre zu lesen und zu verarbeiten. Dieser rastlose ehrliche Denker hat ja immer vor allem die Anliegen der Nichttheologen vertreten. Sie können ihm jetzt, nachdem er so früh abgerufen ist, nicht besser danken, als indem sie das hinnehmen, was er für sie erarbeitet hat. Sie werden vielleicht erstaunt sein, was für eine positive Kraft in diesem kritischen Denker lebte.

Freiburg i. B. Paul Jaeger

*) Besonders lebhaft wird dieser Wunsch beim Lesen des Vortrages, der aus der Zeit der Vorlesungen über Glaubenslehre (1911) stammt: „Die Bedeutung der Geschichtlichkeit Jesu für den Glauben". Dort drängt sich als das lösende Wort an vielen Stellen der Begriff des lebendigen Christus geradezu auf.

Die Bibel als Wort Gottes

Eine Antwort an D. Brunner

Brunner vertritt die übliche „orthodoxe" Anschauung von der Bibel als dem Worte Gottes; wenn er die Verbal-Inspiration leugnet, so befindet er sich auch darin im Einklang mit Vorstellungen, wie sie neuestens mehrfach von „orthodoxer" Seite geäußert worden sind. Wir Modernen aber stehen zu dieser Auffassung im schärfsten Gegensatz und bekämpfen sie bis aufs Blut, weil es sich dabei um Sein oder Nichtsein der geschichtlichen Theologie als Wissenschaft handelt.

1

Die alttestamentliche Wissenschaft ist ein Teilfach der geschichtlichen Theologie. Wenn die geschichtliche Theologie ihren Platz in der Wissenschaft behaupten will, dann muß sie mit der historisch-kritischen Methode arbeiten, die für die ganze moderne Geschichtswissenschaft maßgebend ist. Das gilt vor allem für die „Exegese", wie man die wissenschaftliche Erklärung der biblischen Schriften herkömmlich zu nennen pflegt; dies Wort hat gerade durch den in der Theologie vielfach damit verbundenen Mißbrauch einen so üblen Beigeschmack gewonnen, daß der Philologe heute lieber von „Interpretation" redet. Eben weil wir modernen Theologen versuchen, die biblische Interpretation wieder zu Ehren zu bringen, darum müssen wir mit aller Entschiedenheit betonen, daß es keine besondere „theologische Exegese", sondern nur eine wissenschaftliche Exegese nach historisch-kritischer Methode gibt. Wenn Brunner dieser wissenschaftlichen Exegese den Charakter der Wissenschaft abspricht oder ihn wenigstens dahingestellt sein läßt, so werden wir dadurch in keiner Weise erschüttert. Wir sind im Gegenteil für diese etwas unbedachte und darum sehr offenherzige Äußerung dankbar; denn sie beleuchtet mit grellem Licht das Ziel, wohin die von Brunner und Barth vertretene Exegese führt und mit Bewußtsein führen will: weg von der Wissenschaft.

Die Methode der wissenschaftlichen Exegese ist immer dieselbe, ob es sich nun um die Erklärung des Alten oder Neuen Testamentes oder um die der Veden, des Avestas, des Korans oder der Germania des Tacitus handelt. Denn die Exegese hat überall dieselbe Aufgabe: aus den überlieferten Schriftwerken die Tatsachen festzustellen, die wirklich gewesen sind, oder die Gedanken herauszuarbeiten, die die Verfasser jeweils gedacht haben. Dem Historiker, der nur in der Vergangenheit lebt, gehört alles Gewesene und Gewordene an: nicht die Philosophie, wohl aber die Geschichte der Philosophie; nicht die Metaphysik, wohl aber die Geschichte der Metaphysik; nicht die Religion, wohl aber die Geschichte der Religion. „Kategorien" der Urgeschichte oder Endgeschichte, die außerhalb von Raum und Zeit liegen, gibt es für den Historiker nicht; denn alles geschichtliche Geschehen ist an Raum und Zeit gebunden. Wenn eine Sage wie die von Paradies und Sündenfall vor aller Zeit und außerhalb des Raumes (allerdings nur bis zu einem gewissen Grade) spielt, dann ist sie für den Historiker selbstverständlich eine erdichtete Phantasie-Erzählung, die keinen Anspruch erheben kann, wirkliches Geschehen zu berichten; von geschichtlichem Wert sind nur die Gedanken, die in ihr ausgesprochen werden, und diese Gedanken sorgfältig festzustellen, sie nach ihrer Herkunft und Bedeutung für die damalige geschichtliche Entwicklung zu würdigen, das ist die alleinige Aufgabe der wissenschaftlichen Exegese.

Ihr Ziel ist die absolute Objektivität, die von den Vorstellungen des modernen Menschen und seinen Bedürfnissen völlig abzusehen trachtet. Die allgemeine, menschliche Schwäche und die besondere, subjektive Art, die jedem Exegeten eigentümlich sind und sich nirgends ganz ausschalten lassen, bewirken natürlich, daß man dies Ziel nie ganz erreicht; aber als Ideal bleibt es trotzdem

bestehen. Selbstverständlich gehört zur wissenschaftlichen Auslegung einer religiösen Schrift, daß auch die in ihr wirksamen sittlich-religiösen Gedanken und Kräfte zum Ausdruck gebracht und wieder lebendig gemacht werden müssen, genau so wie die zeitgeschichtlichen Voraussetzungen und die kulturell-sozialen Bedingungen, unter denen der Schriftsteller schuf, oder die literarischen Formen, deren er sich bediente; denn sie alle unterliegen der historischen Entwicklung. Zweifellos hat die Exegese gerade in dieser Beziehung vielfach versagt und versagt noch gegenwärtig vielfach, wenn man am Buchstaben kleben bleibt und den Geist tötet. Eine Vertiefung der Auslegung nach dieser Richtung hin, daß sie das religiöse Leben eines Textes bloßlegt und uns in die geheimen Erfahrungen einer Menschenseele hineinschauen läßt, ist gewiß sehr erwünscht, und wir werden Jedem dankbar sein, der dies letzte und höchste, freilich auch schwerste Ziel der Philologie, zumal der philologischen Arbeit innerhalb der Theologie, dem Exegeten vor Augen hält. Aber wer wie Barth den Römerbrief auslegt, indem er mit Bewußtsein von den religiösen Bedürfnissen des gegenwärtigen Menschen ausgeht und auf die Gegenwart wirken will, der lehrt uns nicht den Paulus kennen, wie er wirklich war, sondern den Paulus, wie er nach Barth hätte sein müssen, der macht aus einem Brief des Paulus an die Römer einen Brief Barths an seine Gemeinde. Diese Art der Auslegung ist, vom Standpunkt der wissenschaftlichen Exegese aus betrachtet, eine Fälschung der Geschichte. Hier ist uns kein Wort zu scharf; hier müssen wir im sittlichen Zorn reden über eine Art von Theologie, die das Wesen der geschichtlichen Wissenschaft völlig verkennt. Wissenschaftliche Exegese stellt nicht das eigene Selbst über die Paradiessage oder gar über Paulus, sie vergewaltigt den Text nicht nach modernen „Kategorien", sondern sie lauscht selbstvergessen und ehrfurchtsvoll der Geschichte, oder theologisch ausgedrückt, dem Gott, der in der Geschichte zu uns redet. Nur das ist es, was wir mit einem viel mißbrauchten Worte nennen: das demütige Sichbeugen unter Gottes Wort.

2

Brunner irrt, wenn er behauptet, ich stünde in bewußtem Gegensatz zu dem formalen Hauptprinzip des christlichen Glaubens, daß die Bibel das Wort Gottes sei. Im Gegenteil, auch ich glaube in der Bibel Gottes Wort zu hören, und ich bin überzeugt, daß dies Bekenntnis für jeden modernen alttestamentlichen Theologen ailt. Wer überhaupt an die Wirklichkeit eines lebendigen Gottes glaubt, der muß notwendig seine Spuren auch im Alten Testament finden. Aber freilich, meine Welt- und Gottesanschauung ist so völlig anders als die Brunners, daß wir uns hierüber schwerlich verständigen werden. Dies Problem fällt zwar schon teilweise in das Gebiet der systematischen Theologie, auf dem ich nicht zu Hause bin; aber auch der historische Theologe kann sich ihm nicht ganz entziehen, namentlich dann nicht, wenn er werten will. Denn die Objektivität des Historikers schließt subjektive Werturteile keineswegs notwendig aus. Selbstverständlich kann er zu den von ihm dargestellten Gedanken oder Ereignissen jederzeit das Wort nehmen und sogar Partei ergreifen; er wird das allerdings nur sehr selten tun, schon um nicht das Vertrauen in seine Objektivität zu gefährden. Jedenfalls muß man von ihm verlangen, daß er beides scharf auseinander hält und daß er sich nicht durch moderne Anschauungen oder Neigungen den Blick für die geschichtliche Wirklichkeit trüben läßt.

Zunächst glaube ich nicht, daß die Bibel das Wort Gottes sei „im Unterschied zu allen anderen Religionsdokumenten". Da Gott für mich eine lebendige Wirklichkeit ist, so muß ich ihn als eine universale Größe denken. Er hat nicht nur ein einziges Volk erwählt, um sich in ihm zu offenbaren, sondern er hat in vielen Völkern vieler Zonen und Zeiten große Persönlichkeiten erweckt, die sein Wort verkünden. Wer seiner Offenbarung Schranken setzt, der leugnet seine absolute Macht. Indessen, wenn es keine Absolutheit der Religion gibt, gibt es natürlich auch keine Absolutheit des Christentums; ich begreife nicht, wie man bei dieser Auffassung noch für eine christliche Mission eintreten kann. Wer in anderen Religionen Gottes Wort nicht hört, kann von Nichtchristen nicht verlangen, daß sie im Christentum Gottes Wort hören sollen. Aber noch mehr: Wer Gottes Offenbarung Schranken setzt, der leugnet seine absolute Güte. Der macht den universalen Gott zu einem kleinlichen Willkür-Götzen, der die große Masse der Menschheit in Unglauben oder Aberglauben zu Grunde gehen läßt, um einen ganz kleinen Teil der Menschen, die Juden und Christen, ohne Grund auszeichnend zu behandeln. Wer die Voraussetzung Brunners zugibt, wird zu so ungeheuerlichen Schlußfolgerungen geführt, daß die Voraussetzung falsch sein muß.

Ferner glaube ich nicht, daß Alles im Alten Testament „Gottes Wort" sei. Dieser Begriff ist relativ; denn er ist weder für alle Zeiten noch für alle Menschen derselben Zeit gültig. Für den Juden z. B. ist auch das Gesetz „Gottes Wort", für den Christen dagegen nicht. Die Menschen haben verschiedene Anschauungen und verschiedene Bedürfnisse, und darum mag es sein, daß der Eine Gottes Wort auch da hört, wo der Andere nichts davon vernimmt. Amos unterschied ganz scharf zwischen dem, was „Jahve sprach", und dem, was er selbst aus Eigenem hinzufügte; folglich waren für ihn „Gottes Wort" nur die Orakel, die ihm, dem Glauben seiner Zeit gemäß, die Zukunft zu enthüllen schienen; alles Übrige war „Menschenwort". Heute wissen wir, daß die meisten Orakel nicht eingetroffen oder höchstens halb eingetroffen sind; der wissenschaftlich denkende Mensch glaubt heute überhaupt nicht mehr, daß bei der Wahrsagekunst göttliche Kräfte beteiligt sind. Wenn die Propheten weiter nichts getan hätten als die Zukunft verkündet, dann wären sie für uns ausschließlich von geschichtlichem Wert. Aber sie haben die Zukunft nicht nur verkündet, sondern auch gedeutet, und gerade das, was sie von sich aus als „Menschenwort" dem Orakel hinzugefügt haben, ist für uns zum „Wort Gottes" geworden, weil in ihm göttliche Kräfte durch die Geschichte bis heute fortwirken.

Die sittlich-religiöse Beurteilung des Weltgeschehens durch die israelitischen Propheten hat über Raum und Zeit hinaus ewige Bedeutung gewonnen. Wie Luther in der Bibel, den Anschauungen seiner Zeit entsprechend, nur das als göttlich anerkennen wollte, was „Christum treibet", so werden wir heute, unserer veränderten Auffassung entsprechend, „Gottes Wort" nur da anerkennen können, wo durch dasselbe göttliche Kräfte auch in uns entbunden werden, die uns aus der Welt des Scheins und der Lüge in die Welt des Seins und der Wahrheit, kurz zu Gott führen.

3

Barth, Brunner und ihre Freunde haben in einer Zeit des Zusammenbruchs und der Inflation, als alle Geldwerte sich verflüchtigten und auch die geistigen Werte zu Seifenblasen zu werden drohten, mit ungeheurem Ernst die Realität des lebendigen Gottes betont und damit die Religion als das allein Wertvolle im Menschenleben behauptet. Das ist das große Verdienst dieser Theologen, das ihnen nicht geschmälert werden soll. Aber sie haben dabei diesen Gott seinem Wesen nach vor allem als den sündenstrafenden, strengen Richter erkannt, genau so wie es für den Verfasser des 4. Esra gilt. Man hat daher ein Recht, diese Auffassung Gottes „jüdisch" zu nennen, obwohl der 4. Esra auch innerhalb des Judentums eine durchaus einseitige Theologie vertritt. Jedenfalls bedeutet sie für den Christen nur die halbe Wahrheit. Denn als notwendige Ergänzung muß die Sündenvergebung hinzukommen; ja, dem Christen steht der gnädige Gott, der nicht mit den Rechenpfennigen

der guten Werke marktet, sogar in erster Linie. Das Evangelium von der Erlösung ist es, was ich bei Barth vermisse. Es wird gewiß nicht ganz fehlen, aber der Jubelhymnus derer, die von Sünde und Tod erlöst sind und nun selig im Licht wandeln, bildet jedenfalls nicht die Grundmelodie seiner Dogmatik. Für den Religionsgeschichtler ist dabei die Tatsache von besonderem Reiz, daß Barth seinen Gott als das ganz „Andere", dem Menschen „Fremde" empfindet und ihn demgemäß benennt. Das hatte einst auch Markion getan im Gegensatz gegen die Juden und ihren strengen Schöpfergott, den „Demiurgen"; ihm ebenso wie dem Sänger der Oden Salomos galt im Gegenteil der gütige Erlösergott als „der andere", „der fremde", und wenn man diese Ausdrücke schon gebrauchen will, ist diese Umwertung der Namen vorzuziehen. Denn die Gerechtigkeit und ihr Gegenstück: die Schlechtigkeit, sind die Faktoren dieser Welt; Güte und Vergebung dagegen sind Klänge aus der „anderen", „fremden" Welt, sind Worte Gottes, die uns sein Wesen aufs tiefste offenbaren.

Aber das mögen die Systematiker mit Barth und Brunner ausmachen; ich rede hierin nur als theologisch gebildeter Laie. Was ich als Vertreter der alttestamentlichen Wissenschaft und im Interesse einer gesunden Entwicklung der geschichtlichen Theologie überhaupt fordern muß, das ist die strenge Scheidung zwischen Dogmatik und Exegese. Es wäre sehr viel besser, wenn die Dogmatiker ganz auf Exegese verzichten wollten. Wenn sie dennoch Exegese treiben wollen und müssen, dann sollen sie es auch nach den Grundsätzen der exegetischen Wissenschaft tun und nicht neue, unheilvolle Methoden befolgen, die zum Untergang dieser theologischen Fachdisziplin führen werden. Sie dürfen sicher sein: wenn die Theologen eines Tages für unfähig gelten, die Bibel nach der historisch-kritischen Methode auszulegen, dann werden ihnen die Philologen dies Werk abnehmen. Aber solange es eine historisch-kritische Geschichtswissenschaft in der Theologie und im Besonderen auf dem Gebiet der alttestamentlichen Forschung gibt, solange werden Brunner und Genossen auf Granit beißen.

Berlin Hugo Greßmann

Gotthilf Heinrich Schuberts Wiederkehr

Bücher und Namen haben ihre sonderbaren und merkwürdigen Schicksale; das sich wandelnde Interesse der Zeitalter ist ebenso bezeichnend für die Betrachter wie für das Betrachtete. Gotthilf Heinrich Schubert, der Naturphilosoph, übte zu Beginn des vorigen Jahrhunderts nach allen Seiten die lebendigste Wirkung aus, in den dichterischen Werken Kleists und Hoffmanns haben sich Zeugnisse der von ihm ausgehenden Reize erhalten; am Ende desselben Jahrhunderts war dieser anregende und tief schauende Mann dem wesentlichen Bewußtsein der Zeit entschwunden. In philosophischen Handbüchern fristete er in klein gedruckten Anmerkungen ein unfruchtbares Dasein, und es gehörte zum guten Ton sowohl des exakten Philosophen wie des Naturwissenschaftlers, über die phantastischen Seitensprünge Schuberts zu lächeln.

Das kann keinen Augenblick wundernehmen; wie hätte eine so eminent unphilosophische Zeit wie die um die Jahrhundertwende Sinn haben sollen für die kühne Sehergabe, in den Erscheinungen der Natur geistige Gesetze und Wirksamkeiten wiederzuerkennen und in Tieren und Pflanzen die formenden Kräfte wahrzunehmen, durch deren Sichtbarwerdung allein die Natur mit unserem geistigen und leiblichen Sein in einen tieferen Sinnzusammenhang tritt? Im Renaissance-Zeitalter, im Kreise Schellings (dem Schubert angehörte), bei Goethe, Novalis u. A. bestand zwischen den Geistes- und Naturwissenschaften ein ganz natürlicher, organischer Zusammenhang; damals kannte man überhaupt keine Wissenschaft, die nicht irgendwie dem Leben des Menschen, der Bildung und Klärung seiner Seele diente; man wußte, daß „allein wahr, was fruchtbar sei". In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lösten sich die Einzelinteressen vom Gesamtmenschlichen; man betrieb das Wissen um des Wissens und die Technik um der Technik willen. In demselben Maße nun, in dem man den Begriff der „Wahrheit" enger faßte, alles nicht Beweisbare von ihr ausschloß und einen tieferen Spür- und Ahnungssinn aus den wissenschaftlichen Überlegungen verjagte, mußte das, was früher als wahr gegolten, nun lächerlich, unhaltbar und leichtfertig erscheinen; man vergaß dabei, daß jedes Ding eine ihm angemessene Beweisform, Beweisdeutlichkeit und -Dichte besitzt, und daß die innersten und großartigsten Wahrheiten niemals mit den Maschen äußerlichster Sicherstellungen, gar mit Hebeln, Schrauben und Meßapparaten zu erhaschen sind: vielmehr wollen sie aus dem stürmischsten Dunkel, in vertrauendster Hingabe und mit jener vermessenen, riskierenden Kühnheit erobert sein, die aus inbrünstiger Liebe und geahnter Sendung entspringt. „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein", — das gilt für den geistigen Betrachter ganz besonders; man hatte es bis in die jüngste Zeit gründlich verlernt, das Leben einzusetzen bei der Wissenschaft. Wer hatte es denn noch unter den Philosophen etwa mit Wahrheiten zu tun, um die er persönlich bangte und die natürlich und notwendig seinem geistig-leiblichen Dasein entsprachen? Die philosophischen Eröffnungen hatten auch die geringste regulative Bedeutung für das Leben verloren. Was will demgegenüber die Sekurität bedeuten, auf die man in den Geistes- und Naturwissenschaften so stolz war, und die wir anzuzweifeln heute oft obendrein Grund genug haben?

Man hat in unsern Tagen nach dem Eintritt in neue Lebensräume, nach der Auflockerung des gesamten menschlichen Grundes sofort das Gesichtsfeld, die wissenschaftliche Fühlweise auf ihre alten Maße erweitert, und in froher Bewegung regen sich die gelösten Glieder. Mit Verwunderung schauen wir uns in den weiten Räumen um, die uns umgeben, und auf manches Standbild eilen wir in freudigem Wiedererkennen zu. Gotthilf Heinrich Schubert tritt mit dem Schellingschen Kreis wieder neu ans Licht, und siehe! es ist der schrullenhafte, wissenschaftlich unreife und undiskutable Phantast nicht mehr, an dessen Erwähnung man sich irgendwie erinnert, sondern ein umsichtiger, vielseitiger Mann steht vor uns mit klarem Kopf und lebendigem Herzen, mit feuriger Divinationsgabe und umfassendem Wissen. Manches haben wir ja heute zurücknehmen und anders sehen gelernt; wir lächelten früher über manche „Unbeholfenheit" vergangener Kunst und müssen beschämt und doch bereichert erkennen, daß sie unser Vollkommenheitsideal gar nicht erstrebte, daß in ihr ganz andere Wünsche und Erfüllungen lagen als die, mit denen wir sie unverständig maßen. So hat man Schubert und Schelling am Ideal exakter Naturwissenschaft gemessen und nicht bedacht, unter welch ganz anderem Zwange sie wohl gestanden haben mögen. Es mußte uns Schielenden so erscheinen, als ob sie schielten. Um ihrer Welt sinnvoll zu nahen, muß die naive Fragelust und jene ungestörte, unverblaßte Verwunderung wieder in uns lebendig sein, die uns beim Anblick der mannigfachen Dinge dieser Welt ergreift und die auch noch die einfachste Tatsache des Alltags in höherem Lichte erglänzen läßt.

Sowohl den Inhalten wie der Denkart nach nähern wir uns heute jenem Kreise wieder, in dem Schubert eine hervorragende Rolle spielt. Diese Annäherung geschieht auch von der Seite exaktester empirischer Forschung her. So gehen z. B. Jaensch's Bemühungen darauf hinaus, „die Erörterung des Schellingschen Problemkreises

auf den Boden derjenigen streng empirisch verfahrenden Wissenschaften zu versetzen, die diesen Fragestellungen jedenfalls am nächsten liegen und darum auch die Eintrittspforte für ihre wissenschaftliche Erörterung sein sollten". In der Psychologie, die vor allem die Fragestellungen Schellings und Schuberts wieder aufnimmt, wird eine empirische Behandlung der außerrationalen, alogischen Seiten des seelischen Lebens angebahnt. „Wo trotz weiten Abirrens ... diese Richtung auf eine empirische Behandlung zu bemerken ist, wie z. B. bei dem zum Schellingschen Kreis gehörenden Naturforscher Schubert, da kommt es bereits zur Äußerung von Gedanken, die den Ergebnissen neuer und neuester psychologischer Forschung recht nahe stehen; so wenn Schubert die Verwandtschaft des Künstlergeistes mit dem noch naturnahen Geiste des Kindes hervorhebt" *).

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, in die einzelnen philosophischen und psychologischen Probleme einzuführen, die bei Schubert angerührt werden und die heute wieder ins Licht treten **). Nur allgemeine Zusammenhänge und ein erstes Wieder-bekannt-machen kann Zweck dieser Zeilen sein.

Zunächst einige äußere Angaben. Schubert wurde 1780 zu Hohenstein im sächsischen Erzgebirge geboren, studierte in Leipzig Theologie, in Jena unter Schelling Naturphilosophie und Medizin. Er starb 1860 als Professor der Naturwissenschaften in München. Seine Hauptschriften: „Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" (1806—21); „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" (1808); „Die Symbolik des Traumes" (1814); „Geschichte der Seele" (1830); „Altes und Neues aus dem Gebiete der inneren Seelenkunde" (1817—44). Außerdem schrieb er noch eine Reihe von Erzählungen. 1918 wurde durch Nathanael Bonwetsch Schuberts Briefwechsel veröffentlicht, aus dem die Herzlichkeit, Tüchtigkeit, die menschliche Regsamkeit und die lebendige, blühende Auffassung vom Christentum bei diesem merkwürdigen Manne hervorleuchten. Das Interesse für Schubert ist dann besonders wieder geweckt worden durch Ludwig Klages; sein Werk „Mensch und Erde" (München 1920) wird man gut tun zu lesen, wenn man die neuen naturphilosophischen Bestrebungen in menschlich nahen und leicht zugänglichen Aufsätzen kennen lernen will. In Fortwirkung der Bestrebungen von Klages erscheint demnächst eine Auswahl aus den Schriften Schuberts im Verlag von Kampmann unter dem Titel: „Der Zug der Seele".

Ich skizziere kurz einige Grundgedanken Schuberts. Freilich kann bei diesen gedanklichen Zusammenfassungen und Andeutungen das eigentliche Leben, das in Schuberts Worten raunt und fesselt, kaum aufgefangen werden. Sein Verdienst liegt eben mehr in der Sammlung und Darbietung merkwürdiger, erstaunlicher Tatsachen und Beobachtungen als in philosophischen Spekulationen. Welche Stimmungen und Empfindungen bei der Betrachtung einer Lilie werden bei ihm beschrieben, welche Ahnungen bei der Erzählung alter Mythen, welche eigentümlichen Augenblicke der Erweckung! Zustände einer tieferen Geöffnetheit, Begegnisse, die jenseitige Gründe verraten und zum sprechenden Symbol werden, finden bei ihm ihre Darstellung und Aushorchung. Dies eben machte ihn für die Dichter zu einem Fundort.

Das Endliche ist für Schubert nur eine Entwicklungsstufe des Unendlichen. Unsere Welt ist von einer anderen, höheren Welt umgeben, die ihrerseits eine Schöpfung des göttlichen Urgeistes ist. Und zwar finden alle Erscheinungen der irdischen Welt in der höheren ihre Entsprechungen: jede Blume ist ein Zeichen, weist hin auf ein Höheres, Geistiges. Es gibt regelrecht verschiedene Wirklichkeiten, die übereinander geschichtet sind und eine Wertreihe darstellen. An den diesseitigen Daseinsformen kommt uns die göttlichere Welt zur Erscheinung; wer diese Welt richtig betrachtet, der sieht durch sie hindurch die höhere. Damit ist nun eben keine Entrechtung dieser Welt, sondern gerade ihre höchste Pflege und ihre tiefste Rechtfertigung gegeben. Auf keinem anderen Wege gelangen wir zur Anschauung der höchsten Dinge und zur Erfüllung unserer Bestimmung als durch die kräftige und frohe Ausgestaltung unseres diesseitigen, leiblich-geistigen Daseins, die Bildung und Verfeinerung des Auges und aller Sinne, durch die ungezwungene Hingabe an die mannigfachen Wunder dieser Welt. Aus Tieren und Pflanzen sprechen tiefe geheimnisvolle Schicksale: „Nichts ist außen, nichts ist innen, denn was außen ist, ist innen": die umgebende Welt spiegelt die Verhältnisse der eigenen Seele wider, so wie die Seele allein den Schlüssel birgt zur Enträtselung der Welt. Ursprünglich lebte der Mensch mit der gesamten Natur in einer instinktiven Einheit. „Damals hat nicht der Geist des Menschen die Natur, sondern diese den Geist des Menschen lebendig erfaßt, und die Mutter, welche das wunderbare Wesen geboren, hat es noch einige Zeit aus der Tiefe ihres Daseins ernährt." (Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft, S. 4.) Aber diese instinktive Einheit muß zerstört werden, damit eine hellere und höhere, eine geistigere Prägung des menschlichen Bildes möglich werde; das geschieht durch die Bewußtwerdung. Nunmehr kommt eine Epoche der Gespaltenheit: Geist und Leib fühlen sich nicht mehr eins; die Welt spaltet sich in eine innere und äußere, es erfolgt die Trennung von Ideal und Wirklichkeit. An die Stelle seliger Gegenwart treten die ersehnte Zukunft und sehnsüchtig beschworene Vergangenheit, der Geist vermag nichts mehr zu erschauen, sondern nur noch zu erdenken, und auf der andern Seite schweift und schwelgt hemmungslos das Gefühl. In einer dritten Epoche aber kehrt auf einer höheren Stufe die alte Harmonie wieder zurück; wir müssen, mit Kleist gesprochen, noch einmal vom Baume der Erkenntnis essen, um wieder in den Stand der Unschuld zurückzukehren. Die Kraft, die zerstörte, stellt nun selbst die Einheit wieder her: was vorher instinktiv gegeben und unfreiwillig hingenommen war, wird nun bewußt gestaltet, und im hellen Strahl des Geistes vollzieht sich aufs neue die Einung von Geist und Leib, von bewältigender Seelenkraft und bewältigendem Weltstoff, von geistiger Helle und sinnlicher Weichheit. „Das magische Dunkel unserer Träume wird nun wieder zu einem hellen Licht von oben, der alte Zwiespalt unserer Natur ist versöhnt, das verlorene Kleinod wird uns wieder." So heißt es im Schlußwort der „Symbolik des Traumes".

Man hat sich in neuerer Zeit so manche schwerfälligen und mühsamen Gedanken gemacht über das Verhältnis von Leib und Geist. Die oberflächlichste und daher weitestverbreitete ist jene Zweckmäßigkeitsansicht: Mens sana in corpore sano, wonach eben der Geist um so besser arbeiten könne, je gesunder der Körper sei. Wieviel richtiger aber traf Platon dieses „Verhältnis", wenn er einmal sagte, daß es ohne so schöne Jünglinge in Griechenland seine Philosophie nicht gäbe. Er wußte wohl und sah es lebendig vor sich, wie an einem schönen Leibe sich die tiefsten Gedanken entzünden und wie umgekehrt durch das Spiel der Glieder die edle Bildung des Geistes hindurchschimmert. Von solchen Idealen, die lebend sich darstellen und ohne Worte überwinden, hatte Schubert noch eine Ahnung,

*) Erich Jaensch, Gedanken über die Zukunftsaussichten des realistischen Kritizismus. Kant-Studien, Sondernummer für Alois Riehl, S. 34.

**) Auf die „Kunst- und Kulturphilosophie" Schuberts bin ich eingegangen in einem Aufsatz im 20. Band der Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft. Die Grundtriebe des neuen Interesses für Schubert werden angedeutet in meiner Schrift: „Lehren über Kunst und Weltanschauung im Kreise um Stefan George" Marburg 1926.

und der Untergang dieser hohen Welt war ihm schmerzlich bewußt. „Die uns umgebende Sinnenwelt sollte Symbol, bildlicher Ausdruck der höheren Region und des Gegenstandes unserer geistigen Neigung sein. Durch eine optische Täuschung ist aber der Schatten zum Urbild, dieses zum Schatten seines Schattens geworden. ... Die sinnlichen Eigenschaften jener symbolischen Gestalten erscheinen uns nun als ihre Bedeutung, der ursprüngliche Sinn derselben ist uns erloschen ...“ (Symbolik, S. 77.)

Dieselbe Grundeinstellung kehrt auf verschiedensten Stufen wieder, und die kleinste alltägliche Handlung gibt Kunde von demselben Zug, der auch in der höchsten Region waltet; ein wahrhaft „durchgebildeter“ Mensch wird in Ton und Haltung, in Rede, Gebärde und Kleidung noch bezeichnend sein. Manche Menschen, die zur höchsten Vollendung nicht gedeihen, zeigen auf niederer Stufe die Merkmale des Höheren. Jene göttlichen Ahnungen, die begnadeten Menschen in besonderer Stunde gegeben sind, klingen in niederen Erlebnissen schon vordeutend an: „In einem untergeordneten Kreise pflegt schon das Hineinblicken in den aus einer hellpolierten Metallfläche bestehenden Erdspiegel in reizbaren Personen einen dem magnetischen Hellsehen ähnlichen Zustand hervorzubringen.“ (Symbolik, S. 178.) Alle diese abseitigen und skurrilen Erscheinungen des Magnetismus, Mesmerismus, Somnambulismus usw. sucht Schubert mit Vorliebe auf, aber nicht, wie man heute tun würde, um ein Gruseln oder genüßliches Staunen daran zu weiden, sondern um tiefere und echte Gesetze des Lebens und der Seele zu erforschen. „Wir werden in den mannigfaltigen Erscheinungen das Eingreifen eines künftigen höheren Daseins in das jetzige minder vollkommene anerkennen, und wie der tief im Innern unseres Wesens schlummernde Keim eines neuen Lebens in gewissen Momenten, wo die Kräfte des jetzigen ruhen, deutlich hervorblickt. Hier ist es vorzüglich, wo alle die Erscheinungen, welche jenen Tatsachen eigentlich ihren Namen gegeben haben, die des tierischen Magnetismus, der Vorahndungen, Träume, Sympathien und dergleichen, zusammen eintreten werden.“ (Ansichten, S. 22.)

Wenn wir heute Schuberts Bücher wieder hervorholen, so geschieht es nicht einer unklaren Wundersucht wegen; Schubert selbst war sich immer wieder bewußt, daß diese Dinge nur Seitenwege seien. Er verlor nie eine tiefe innere Empfindung für die Normen des Lebens. Aber freilich war er der Ansicht, daß manche Dinge besser im Dämmerscheine als in der hellen Mittagssonne zu erkennen seien; lässiger, lockerer, aber auch leichter und anreizender erblickt man im Außergewöhnlichen die lebendigen Lebenskräfte. Die größten Meister errichteten gerade auf dem Gewöhnlichen, Normgemäßen ihren Bau; dies vermochte Schubert nicht. Weil er aber mit eigenen Augen an den Quell der Dinge rühren und nicht hinter den schon erweiterten Grenzen unschöpferisch mit Verbrauchtem sich begnügen wollte, deswegen belauschte er den träumenden Menschen statt den wachen, die partie honteuse der menschlichen Natur. Traum, Dichtung und Weissagung entspringen nach Schubert demselben seelischen Vermögen. Allen drei Erscheinungen ist gemeinsam eine eigentümliche, überrationale Ideenassoziation. Die Traum- und Dichtersprache „knüpft das Morgen geschickt ans Gestern, das Schicksal ganzer künftiger Jahre an die Vergangenheit an, und die Rechnung trifft ein ... eine Art zu rechnen und zu kombinieren, die ich und du nicht verstehen; eine höhere Art von Algebra, noch kürzer und bequemer als die unsrige, die aber nur der versteckte Poet in unserem Innern zu handhaben weiß.“ „Allerdings gleicht jene Sprache in Bildern und Hieroglyphen, deren sich die höhere Weisheit in allen ihren Offenbarungen an den Menschen bedient hat, in unserem jetzigen Zustande mehr dem dunklen Bilderausdruck der Träume als der Prosa des Wachens.“ „Ohne daß wir deshalb gerade dem Traume vor dem Wachen, dem Närrischsein vor der Besonnenheit einen Vorzug geben wollen, dürfen wir uns doch nicht leugnen: daß jene Abbreviaturen- und Hieroglyphensprache der Natur des Geistes in vieler Hinsicht angemessener erschiene als unsre gewöhnliche Wortsprache. Jene ist unendlich viel ausdrucksvoller, umfassender, der Ausgedehntheit in die Zeit viel minder unterworfen als diese. Die letztere müssen wir erst erlernen, dagegen ist uns jene angeboren und die Seele versucht diese ihr eigentümliche Sprache zu reden, sobald sie im Schlafe oder Delirio aus der gewöhnlichen Verkettung etwas los und frei geworden, obgleich es ihr damit ohngefähr nur eben so gelingt, als es einem guten Fußgänger gelungen, wenn er als Fötus im Mutterleibe die künftigen Bewegungen versuchte.“ (Symbolik, S. 3. 14. 1.)

Das ganze Gebiet des Traumes und das der emotionalen Sphäre (vor allem Liebe, Sympathie usw.) wird von Schubert eingehend untersucht und zum Gesamtbild der Welt in Beziehung gesetzt. Immer wieder sucht er jene psychologisch so aufschlußreichen Augenblicke auf, wo ein tieferes Streben des Menschen durch eine äußere oder innere Einwirkung, durch einen Klang, eine Blume, eine Landschaft, eine Liebe usw. durchbricht. „Es ist jener Stachel, welcher uns mitten in den Vergnügungen der Sinnenwelt kein Genüge finden läßt, welcher aber auch unsere höhere Ruhe beständig unterbricht. ... Wenn der äußere Mensch sich am ungebundensten und fröhlichsten in eine Fülle von Genüssen versenkt, stört jenen Rausch eine Stimme der inneren Unlust und Trauer. Wer hat es nicht, wenigstens in den Jahren einer besseren stilleren Kindheit erfahren, wie auf ungebundene, fröhlich durchschwärmte Stunden ein noch unbekanntes Gefühl von Leere, eine unwiderstehliche Schwermut, Tränen ohne Ursache folgen, ja wie uns diese Schwermut öfters mitten in der lautesten Freude überraschte?“ (Ebenda S. 68.) „Jemand wurde bei dem Anblick eines blätterlosen Baumes in seinem achtzehnten Jahre von einer so tiefen Erleuchtung erfüllt, daß er von nun an sein ganzes Leben veränderte und daß diese Gesinnung bis ans Ende seines Lebens andauerte. ... Der Anblick einer hohen einsamen Gebirgsgegend, das Wehen der Abendröte erwecken öfters den in uns schlummernden Ideenkreis einer höheren geistigeren Welt“ so berichtet Schubert in seiner „Symbolik des Traumes“ (S. 35).

Für die zu Schuberts Zeit wichtigen Probleme des Magnetismus und Mesmerismus bringen wir heute weniger Interesse auf; aber darüber hinaus findet sich bei Schubert material wie formal Vieles, was auf uns anregend wirkt, uns, die wir wieder „das Auge aufgeschlagen haben vor der grünen Welt“. Die Psychologie beginnt zu begreifen, daß sich auch im Physischen physische Gesetze erkennen, ja gewisse Elementarfunktionen der Seele hier am deutlichsten nachweisen lassen, „daß diejenigen allgemeinen Wirklichkeitsstrukturen, die der für die Philosophie des Wirklichen bisher am meisten bestimmenden Physik nicht sichtbar wurden, ihre höchste und stärkste Ausprägung jedenfalls in der *seelischen* Wirklichkeit zeigen, wenn sie auch in der organischen überhaupt nachweisbar sind“ (Jaensch, S. 26). „Wie, wenn das Seelische, auch das ganz oder vergleichsweise elementare Seelische, *seinem Wesen nach* etwas Sinnhaftes wäre und ein wesentlicher Teil des Fortschritts der psychologischen Forschung eben in einer zunehmenden Aufklärung seines Sinnes bestünde?“ Wenn man diese Frage bejaht, — und Keiner wird mehr zögern es zu tun, — so rückt ohne weiteres Schubert mit in das neue Welt- und Wissenschaftsbild ein; seine Wiederkehr wird bald in weiteren Umkreisen sich zeigen.

Krefeld Hans Dahmen

Der französische Katholizismus im Lichte der inneren Entwicklung Frankreichs

Vgl. 1925 Nr. 37/39 Sp. 846 ff.

Der französische Katholizismus spiegelte stets die Lebens- und Schicksalslinie des französischen Volkes wieder. Die prachtvolle Einheitlichkeit der staatlichen Entwicklung Frankreichs hat sich da nach zwei Seiten hin ausgewirkt.

Einmal finden wir eine große Unabhängigkeit vom Papsttum, wie sie nicht nur im Streit um die Macht (Gefangenschaft in Avignon), sondern auch in der Bildung eigener Kirchenrechtsideen zum Ausdruck kam. Es ist nötig, sich diese Dinge ins Gedächtnis zu rufen, sonst wird man das Verhältnis von Staat und Kirche in Frankreich nicht verstehen. Schon im 15. Jahrhundert wurden viele kirchliche Fragen durch rein weltliche Instanzen erledigt. Die Entwicklung führte zu den Libertés de l'église gallicaine, die Pierre Pithou 1549 herausgab, wozu später Pierre Dupuy die nötigen Dokumente erscheinen ließ. Der Protest der Bischöfe wurde vom Parlament verboten und das Werk vom König sanktioniert. Es war nun maßgebend. Unter Ludwig XIV. entbrannte der Streit aus verschiedenen Anlässen neu, besonders da er das „Regalienrecht" beanspruchte, d. h. das Recht auf das Einkommen erledigter Pfründen und ihre Neuverleihung, auch wegen seiner wohlwollenden Stellung zu den vom Papst verurteilten Jansenisten. Der Episkopat mußte nun unter seinem Druck die von Bischof Bossuet redigierte Declaratio Cleri Gallicani beschließen, und von da bis 1789 waren die „gallikanischen Freiheiten" rechtsgültig. Die wesentlichen Punkte dabei sind diese:

1. Der Papst hat in weltlichen Dingen nichts zu sagen, sie unterstehen nur dem Staat. Diese Lehre ist nötig für die öffentliche Sicherheit (!), heilsam für Kirche und Staat und entspricht dem Worte Gottes, der Überlieferung der Väter und dem Vorbilde der Heiligen. (Hier kündigt sich der Geist der französischen Staatsallmacht und des Trennungsgesetzes von 1907 an.)

2. Auch die geistliche Autorität ist beschränkt, und zwar durch die Konzilien, die über dem Papst stehen. Die gallikanische Kirche erkennt die, die deren Dekrete nicht gelten lassen, nicht an.

3. Es bestehen alle durch das Königtum und die gallikanische Kirche angenommenen Einrichtungen und Rechtssätze in Kraft.

4. Selbst in Fragen des Glaubens ist das Urteil des Papstes nicht unabänderlich, wenn nicht die Zustimmung der Kirche hinzukommt.

Infolge der scharfen Opposition, in die die Kirche seit einigen Jahrzehnten zum Staate trat, sind natürlich diese Sätze gegen die religiöse Autorität des Papstes völlig fallen gelassen worden; aber der gallikanische Geist, d. h. das Bewußtsein von einer Besonderheit des französischen Katholizismus, lebt fort.

*

In drei Kreisen der Betrachtung seien einige wichtige Dinge zur gegenwärtigen Lage gesagt. Dabei darf ich voraussetzen, daß eine Anzahl von Tatsachen den Lesern der Hermelinkschen Überblicke über den Katholizismus bekannt sind. Es dürfte sich im Wesentlichen um die Stellung zur politischen, zur kulturellen und zur religiösen Erneuerung handeln.

Im allgemeinen Urteil der Welt gilt der französische Katholizismus für reaktionär und teilweise royalistisch. Man kann verstehen, daß er vielfach wirklich so ist, da es ihm ja unter dem Königtum äußerlich sehr gut ging. Zur bekannten Action Française (mit der die französischen Faschisten ja nicht verwechselt werden wollen) gehört die katholisch-royalistische Gruppe mit dem romantischen Blick nach rückwärts. Dieser mehr politische Katholizismus konnte übernationalistisch sein und wurde von tieferen Geistern wie Gratry oder Paul Claudel als Gefahr für die ökumenische Idee empfunden. So findet eine Wendung statt zu einem weltweiten Katholizismus, der gerade um der katholischen Idee willen die Einheit der Nationen und die Überwindung der Klassenschichtung durch eine demokratisch-katholische Schichtung aus dem Geiste der Gerechtigkeit und der wahren Führung sucht. Dieser Katholizismus ist grundsätzlich vorwärts gerichtet.

Unter den Gruppen, die in dieser Richtung wirken, wird die von Marc Sangnier, genannt La Democratie, vorwiegend zu nennen sein. Ihre allgemeine Geschichte, sowie die ihrer internationalen demokratischen Kongresse (zuletzt Freiburg 1923, London 1924, Luxemburg 1925, Bierville 1926) darf als bekannt vorausgesetzt werden. (Die beste Darstellung der früheren Zeit findet sich in dem unbedingt wichtigen Buch von Professor Hermann Platz „Geistige Kämpfe im modernen Frankreich".)

In der zusammenfassenden Schrift des Generalsekretärs Hoog „Historie, Doctrine, Action" wird ein sehr beachtenswerter Versuch gemacht, die Lehren eines zukunftsfreudigen katholischen Solidarismus auf die politische und wirtschaftliche Wirklichkeit anzuwenden. Das, was in Deutschland leider von den Verfassungsparteien nicht einmal programmatisch gefordert wird, nämlich die Verwirklichung der Idee des § 153 der Verfassung (Eigentum verpflichtet!), das wird dort mit kühnem Griff versucht. Es heißt: Heute haben wir die Suprematie des Kapitals, wir brauchen aber die Zusammenarbeit von Kapital und Arbeit. Da die menschliche Leistung vielmehr mit der Arbeit als mit dem Kapital verknüpft ist, muß dieses letztere in die dienende Stellung gedrängt werden. Dazu muß aber die „aktuelle Situation umgekehrt (renversée!)" werden. Das bedeutet also aus katholischem Munde die Forderung des „Umsturzes", wenn auch natürlich mit demokratischen Mitteln.

Auch im Politischen ist diese Bewegung sehr tapfer. Marc Sangnier war bis vor zwei Jahren Abgeordneter. Konnte er auch gegen die Poincaré-Politik noch nicht an, so hat er doch die Idee der Versöhnung im Parlament wachgehalten. Warum er nicht wieder gewählt wurde, ist nicht genau festzustellen. Manche führen es auf taktische Fehler in der Wahlpropaganda zurück. Er selbst und die ihm ganz nahe Stehenden nehmen es aber als eine notwendige Fügung des Schicksals, da die wesentliche Aufgabe doch die sei, Vortrupp der neuen geistigen Bewegung zu sein, während das Parlament infolge begreiflicher Hemmungen erst schwerfällig hinterher komme.

Die Nichtwiederwahl bedeutet aber keinesfalls den Verzicht auf aktive Politik. Ein Beispiel. In der Jeune République, dem Organ der Bewegung, findet sich am 24. Juli 1925 der bekannte Appel aux Consciences abgedruckt, dessen Inhalt folgender ist: „Man dürfe nicht von Deutschland gegen seine Überzeugung das Bekenntnis der alleinigen Kriegsschuld erpressen; man stehe am Scheidewege: hier Kriegs- und Rachegeist, dort aufrichtige Versöhnung und fruchtbare Arbeit; nicht als Zeichen der Schwäche, sondern als Zeugnis französischer Redlichkeit verlange man die Aufhebung des § 231. Das Deutschland Goethes wird das verstehen. Es geht um das Ganze der europäischen Kultur. Sie ist verloren, wenn die Schlächterei wieder beginnt."

Marc Sangnier hatte mit unterschrieben. Er wurde sehr angegriffen. In der gleichen Nummer steht als Leitartikel seine Verteidigung. Er unterstreicht noch einmal den genannten Hauptgrundsatz des Appells. Und im Verlauf seiner Darlegungen sagt er, daß die Artikel 227 bis 229 (hoffentlich hat jeder Leser den Versailler Vertrag sofort zur Hand!) nicht anwendbar und tatsächlich nicht angewandt seien (Gericht über den Kaiser, Auslieferung desselben sowie aller wegen Kriegsverbrechen Angeklagten).

Ebenso wird in der dritten Zeitschrift der Bewegung, L'Ame commune, Correspondence Democratique Internationale, die der früheren deutsch-französischen Korrespondenz, jetzt mit dem „Katholischen Friedenskämpfer" zur „Friedenswarte" (Berlin) vereinigt, entspricht, zweisprachig, ein tapferer Kampf um die politische Erneuerung gekämpft.

Die Demokratie wirkt in steigendem Maße auf den französischen Katholizismus ein. Der Versöhnungswille wächst, und da der Katholizismus in Frankreich innerlich erstarkt, ist das von großer Bedeutung. Da aber die Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich die Frage des europäischen Friedens ist, so stehen wir hier vor einer ganz großen Hoffnung.

Man hat gesagt, es fehle der Bewegung an religiöser Vertiefung. Und tatsächlich wird oft recht viel Wert auf Äußeres, Massenaufmarsch und deutliches In-die-Erscheinung-Treten gelegt. Ja auch Überschwenglichkeiten fehlen nicht, wie das Gedicht Bierville in Jeune Rép. vom 18. Juni d. J., wo der Zug aller Völker nach Bierville „dem göttlichen Meteor nach, Hoffnung im Herzen" etwas gar selbstbewußt geschildert wird. Und doch findet man immer wieder zurück zur religiösen Vertiefung. Ja man erkennt ganz deutlich das eigentliche Problem. In der Hauptmonatsschrift La Democratie vom April d. J. arbeitet es Joseph Folliet unter dem bezeichnenden Titel heraus: „Inneres Leben und politische Aktion". Und er weiß in Worten, die man ihm wirklich glaubt, die Prinzipien wahren politischen Handelns zu entwickeln: générosité (unübersetzbar), charité (Liebe), franchise (Offenheit), pureté (Reinheit), humilité (Demut).

Ohne Zweifel ist diese „abendländische" Wendung im Katholizismus Frankreichs symptomatisch für einen inneren Vorgang im Volke. Auch die protestantischen Kirchen geraten, wie ich in unzähligen Gesprächen und Aussprachen nach meinen Vorträgen, im Norden, in Paris, im Süden (Nimes, Montpellier, Marseille, Nizza u. a.) feststellen durfte, immer mehr in die innere Krisis und Auflockerung hinein. Selbstverständlich werden die Reste der „intransigenten" Haltung noch lange nachwirken, aber innere Kraft hat diese nicht mehr aufzuweisen. Die Zukunft gehört anderen Mächten.

*

Die Stellung des französischen Katholizismus zur Kultur und den Fragen des öffentlichen Lebens sei unter den Stichworten Kunst, Wissenschaft, Soziales, Jugendbewegung kurz umrissen.

Man versucht systematisch auf das Kulturleben einzuwirken und alles von katholischer Moralität aus, die freilich mit mystischer Erneuerung tief durchsetzt ist, zu beeinflussen. Unter dem Abbé Bethlehem wird der Kampf gegen die „Schundliteratur" geführt. Er hat in einer Liste alle Romane in gute, eben noch brauchbare und gefährliche eingeteilt. Die erste Rubrik enthält sehr wenige! Der Abbé Lupart hat in seinem Bezirk zwanzig dramatische Gesellschaften gegründet, die die katholische Literatur pflegen sollen. In Nancy gibt es ein theatre de passion. Die Guilde de St. Luc in Paris verfolgt das Ziel, Christus den ersten Platz in der Kunst einzuräumen. Und wirklich finden sich in der bildenden Kunst bedeutende Männer, besonders der Plastiker Roger de Billiers, dessen Statuen (z. B. Maria, Johanna, Genovefa) von einer besonderen Zartheit und Ausdrucksfähigkeit in Form und Linie sind; oder auch Maurice Denis mit seinen Bildern zur Geschichte der Franziskaner.

Aber nicht nur schafft sich der Katholizismus seine Avantgarden, die nach außen hin sofort als solche kenntlich sind — es sei noch genannt der katholische Almanach, veröffentlicht von Baudrillard, Rektor der katholischen Universität Paris (die alle Fakultäten mit Ausnahme der rein technischen hat!) und die Signe d'action et de défense catholique —, sondern er hat auch eine Anzahl kultureller Organe in der Hand oder ist auf dem besten Wege dazu. Genannt sei die Revue de deux mondes und die von einem Protestanten geleitete (!) Revue hebdomadaire.

Die wissenschaftlichen Leistungen sind beachtlich — wie sie es ja seit den Theologen unter Karl dem Großen über Bernhard, die Viktoriner, die Jansenisten, Neobollandisten und so fort immer waren. Aus der Fülle nur ein Beispiel.

Die Mystikerin Angela de Foligno ist in Deutschland so gut wie unbekannt. Weder in den beiden großen theologischen Nachschlagewerken noch in einer Kirchengeschichte konnte ich ihren Namen finden. Nur Buber druckt einen Abschnitt in seinen „Ekstatischen Konfessionen" ab. Es gibt zwar eine lateinisch-deutsche Ausgabe (1851 Köln als Band 5 der „mystisch-ästhetischen Bibliothek"): Visionen und Belehrungen der seligen Angela de Foligno. Aber Niemand scheint sie zu lesen. Es gab mehrere französische Ausgaben, aber erst vor zwei Jahren hat der bedeutende Père Doncoeur (übrigens auch ein weitschauender politischer Berater des französischen Katholizismus im Geist der Versöhnung und guter Kenner Deutschlands) die Urschrift in Assisi entdeckt, photographiert und mit Mgr. Faloci Pulignani mit einem meisterhaften kritischen Apparat herausgegeben. Es wurde dadurch klar, daß die in Frankreich schon längst bekannte Mystikerin, die zwischen 1285 und 1291 bekehrt und dann in den „dritten Orden" der Franziskaner aufgenommen wurde, für die Geschichte der Kirche, der Mystik und des mittelalterlichen Latein von wesentlicher Bedeutung ist. Der genaue Titel ist: Doncoeur-Pulignani, Le livre de la Bienheureuse Angèle de Foligno, Texte Latin in der Bibliothèque d'Ascétique et de Mystique (!), Band 11 im Verlag Art Catholique (!), Paris VI (234 Seiten Großoktav). Auf den Inhalt der Visionen und Belehrungen einzugehen, würde leider hier zu weit führen.

Was die sozialen Fragen angeht, so wirkt sich der Katholizismus besonders in der Bildung von katholischen Gewerkschaften und ähnlichen Verbänden aus. Es gibt katholische Gruppen der Eisenbahner und Postbeamten. Eine bedeutende Persönlichkeit ist Graf Albert de Mun, der die aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammengesetzten „Syndikate" gegründet hat (nicht zu verwechseln mit den französischen Syndikalisten!). In Lyon gibt es drei katholische Gewerkschaften (Angestellte, Nadelarbeiter, Seidenarbeiter). Die katholischen Gewerkschaften, 58 an der Zahl mit 139 000 Mitgliedern — das ist viel für Frankreich — sind zwar an die C. G. T. (Confédération général du travail) angeschlossen, behalten aber ihre innere Selbständigkeit. Und damit hat sich der Katholizismus einen Vortrupp geschaffen, der ihm in der Arbeiterschaft mehr und mehr Bahn bereitet.

Auch die sozialen Nöte werden in steigendem Maße bekämpft. Entsprechend dem übrigens sehr starken Croix bleue (die meisten protestantischen Pfarrer dürften Mitglieder sein) hat man ein Croix d'or gegründet. Man fordert in den Schulen Belehrung über Alkohol und gesetzliche Abstinenz für Kinder bis zu 12 Jahren. Dies wäre besonders für sehr „nasse" Gegenden wie die Bretagne, wo der Katholizismus bekanntlich die absolute Alleinherrschaft hat, sehr wichtig. Freilich hemmt der Mangel an Geistlichen und ihre Not großzügige soziale Arbeit, wie sie z. B. die Heilsarmee leistet. Es fehlen 7000 Priester (das wäre, wie wenn in Deutschland fast die Hälfte der protestantischen Pfarrer fehlten!), in Paris kommen sieben Priester auf 100 000 Menschen. Die Priester leben ungemein einfach, es gibt Vikare mit 600 Franken Jahresgehalt (im April = 90 Mark!); freilich scheint es vielen Ordensgeistlichen doch gut zu gehen. Die schlechte finanzielle Lage geht auch daraus hervor, daß die zerstörten Kirchen nicht durch besondere Aktionen der Katholiken, sondern

fast nur durch die staatlichen Zuschüsse wieder aufgebaut werden, und das geht bekanntlich sehr langsam. Mit den herrlichen Kathedralen von Reims und St. Quentin z. B. geht es fast gar nicht vorwärts; es ist grausig, in diesen zerstörten Ruinen, in denen allerhand Vögel nisten, sich aufzuhalten. Zum Glück ist die Kathedrale von Amiens, die die Franzosen für ihre schönste halten, weit weniger zerstört.

Auch der Jugend nimmt sich der Katholizismus begreiflicherweise mehr an. Die Pfadfinder sind stark. Die Gesamtheit der katholischen Sportorganisationen umfaßt 2000 Verbände. 120 000 junge Katholiken nahmen an den nationalen Spielen teil, eine viel größere Zahl ist von der Idee erfaßt. Es ist gar kein Zweifel, daß der Katholizismus auf dem Weg über die Gewinnung von Millionen von Anhängern, seine verlorenen Machtpositionen wiedererobern wird! Das Recht, Vermögen zu besitzen, das Recht, katholische, durch Ordensgeistliche geleitete Schulen zu unterhalten (schon jetzt werden die betreffenden Abschnitte des Trennungsgesetzes nicht mehr ganz schroff gehandhabt) wird erstrebt.

Jugendbewegung im deutschen Sinn gab es bisher in Frankreich nicht. Es war mir bezeichnend, daß ich nach meinem Vortrag über dies Thema im Versöhnungsbund in Colmar wie vorher schon oft die Ansicht vertreten hörte, daß Frankreich noch nicht die Schicksale Deutschlands (Niederlage, Inflation, tiefe geistige Zerrissenheit) mitgemacht habe und darum zu einer Jugendbewegung noch nicht reif sei. Aber es fängt jetzt an, unter Straßburger Studenten und auch unter Katholiken. Eben jener Père Doncoeur hat mit seiner Jugendgruppe eine „Fahrt" nach Lothringen und Elsaß gemacht und die Erfahrungen in einem Büchlein „Routiers" niedergelegt (ebenfalls Librairie de l'Art Catholique). Dies Büchlein atmet den Geist der Weite und Einfachheit, der Kulturkritik und des neuen Lebensstils, der Freiheit und Religiosität der Jugend.

*

Zweifellos darf man von einem religiösen Erwachen des französischen Katholizismus sprechen. Viele Bindungen fallen. Er spürt stärker die Ideen der Zeit und bedient sich ihrer oder beeinflußt sie. Entsprechend der Idee der Schichtung läßt er die katholische Volksreligion, die „Religion zweiter Ordnung", mit ihren oft mehr als in Deutschland störenden Formen gelten. Aber um so mehr bewahrt er sich die Freiheit, in die Tiefe zu gehen, und dies nach zwei Seiten: in der Erneuerung der Innerlichkeit und Mystik, in der Sammlung auf das Wesentliche des Christentums; und in der Durchdringung der notvollen Wirklichkeit mit ihren ungeheuren Fragen, in einem viel größeren Ernste als je, mit dem er den Dingen, um die es sich in Staat und Wirtschaft, Demokratie und Völkerbund, Gewerkschaft und Jugend handelt, nachgeht.

Oft fällt Licht auf eine Erscheinung im Spiegel ihres Gegners. Und wenn auch die Mehrzahl der Protestanten jetzt glaubt, daß die Zeit der veralteten, konfessionellen Polemik vorbei sei, so ist gerade darum ihr Urteil bedeutsam. Sie erkennen den christlichen Kern im Katholizismus vollkommen an und sehen ihre Aufgabe darin, diesen Kern, das Evangelium, möglichst klar und rein zu bewahren. „Wir müssen den Katholizismus evangelisieren" sagte ein Führer des französischen Protestantismus. Schon bildet sich vielfach ein erträgliches Verhältnis zwischen den Ortspfarrern beider Konfessionen heraus. Es wird, je ernster beide Konfessionen ihre Aufgabe nehmen, desto früher zu einer gegenseitigen Befruchtung kommen.

Ein „Evangelischer Bund" wäre in Frankreich nicht möglich. Man denkt dort nicht in der abgegriffenen Terminologie von „Übergriffen" „ultramontan" usw. Man setzt nicht äußere Macht gegen äußere Macht. Man ist zahlenmäßig klein (man rechnet einschließlich der 400 000 Elsässer 1 Million Protestanten, 40 Millionen Katholiken, davon etwa 10 Millionen bewußt; es gibt keine staatliche Kirchensteuer, man kann also nicht austreten; und der Katholizismus reklamiert alle die für sich, die nicht Protestanten sind). Aber gerade weil man zahlenmäßig klein ist, weiß man etwas von der Macht der Ohnmacht, und darum „evangelisiert" man den Katholizismus. Sollte das nicht die Forderung der Stunde sein, die sich aus der Bedrängnis der Gegenwart unmittelbar ergibt? Auch für Deutschland? Sollte Verständnis nicht tiefer und weiter reichen als konfessioneller Kampf? Es ist doch wohl so, daß überall — im Protestantismus so gut wie im Katholizismus — Kern und Schale, Wesen und Erscheinung, „Katholisches" (= Universales) und „Ultramontanes" (= Begrenztes, aber mit Machtansprüchen) zu unterscheiden sind, und daß es im tiefsten Grunde wertlos ist, wenn der Kampf um die Äußerlichkeiten geführt wird, wertvoll dagegen, wenn die eine Konfession durch Liebe und Verstehen der anderen zum Auffinden ihres wahren Wesens, zur Offenbarung der wahrhaften Katholizität mit verhilft.

Wir dürfen den französischen Protestanten dankbar sein, daß sie den konfessionellen Kampf bewußt abzubrechen beginnen. Sie sind uns darin vorbildlich. Sie ordnen sich damit ein in die Einheitsfront aller wahrhaft Weiterwollenden. Und die Katholiken fangen an, das zu verstehen. Die ersten Früchte sind sichtbar. Marc Sangnier hat viele protestantische Freunde. In Marseille sprach ich in der Groupe Oberlin (Oberlin ist sehr bekannt und geschätzt in Frankreich). Sie ist geleitet von protestantischen Pfarrern, aber es ist eine Arbeitsgemeinschaft von Leuten aller Richtungen. Auch führende Katholiken aus der Bewegung der Jeune République waren da. Es war ein Abend, unvergeßlich in seinem Gehalt und Ansporn zu jener neuen Einheit in Christus, die im Geist der Wahrheit gesucht und gefunden wird.

Solingen-Foche Hans Hartmann

Römischer Brief

Rom 30. 9. 26

Die Vatikanische Politik hat dieses Jahr die üblichen Sommerferien und die gewohnte Sommerruhe nicht feiern können, trotzdem in den heißesten Wochen auch der Kardinal-Staatssekretär Gasparry einige Wochen vor der schier unerträglichen römischen Sommerhitze in die kühleren Berge entflohen war. Aber vor Allem die schwierigen Kämpfe in Mexiko haben eine ununterbrochene Aktivität des heiligen Stuhles erfordert, die denn auch jetzt ihre Früchte zu tragen scheint, indem der Präsident Calles einzulenken beginnt und wieder anfängt, die zerrissenen Fäden mit der Kurie neu zu knoten. Man erzählt ein Wort von ihm, das vielleicht nicht wahr zu sein braucht, aber doch die unhaltbare Lage der mexikanischen Regierung richtig wiedergeben dürfte: „Männer kann man mit Maschinengewehren zur Raison bringen; aber Frauen und Kinder sind unbesiegbar." Der Ausgleich dürfte sich auf der Linie bewegen, daß die Kurie die staatliche Forderung anerkennt, keine ausländischen Priester mehr nach Mexiko zu entsenden, daß aber andererseits das Kirchengut uneingeschränkt zurückgegeben wird. Natürlich bleibt daneben noch der überaus schwierige Zankapfel der weltlichen Schule; die Kurie wird sicher alles tun, um die bisherige Machtstellung zu behaupten. Jedoch wird sie unbedingt weitergehende Reformen bewilligen müssen. Der Zustand z. B., den mir ein guter Kenner Mexikos dieser Tage schilderte, daß in Mexiko City zwar 21 Kirchen, aber nur eine einzige Schule existiere, ist natürlich für einen Staat, dem das kulturelle Wohlsein seiner Bürger am Herzen liegt, untragbar. Hier aber liegt für die Kurie wiederum eine fast unüberwindliche Schwierigkeit. Auf der einen Seite verlangt der Staat die Zurückberufung

aller nicht nationalen Mexikanischen Priester; gerade diese aber, aus den hochkultivierten Ordenslehranstalten der Jesuiten und Anderer hervorgegangen, bilden die geistige Elite der dortigen Geistlichkeit; werden sie ausgewiesen, so ist die Möglichkeit für einen wissenschaftlichen Schulbetrieb der Kirche genommen. Das aber sollte der Staat einsehen, daß er ohne die Kirche auch keine Schule schaffen kann, vor allem, wenn er wirklich rücksichtslos obendrein die amerikanischen Geistlichen und Lehrer protestantischer Konfession vertreibt. Was diese wissenschaftlich und kulturell für Mexiko bedeuten, weiß natürlich die dortige Regierung ganz genau. Aber sie sieht wohl nicht ganz ohne Grund in jedem amerikanischen Geistlichen und Lehrer auch den amerikanischen Wirtschaftspionier. Und in dieser Beziehung ist das Beispiel von China zu naheliegend, um nicht beachtet zu werden. —

Die Vatikanische Presse hat die ausführliche Audienz des rumänischen Ministerpräsidenten Averescu beim Papste mit besonderer Ausführlichkeit unterstrichen und die ausgezeichneten Beziehungen der römischen Kurie zum neurumänischen Staate hervorgehoben. Tatsächlich haben auch die Katholiken keinen Grund, sich über schlechte Behandlung in Rumänien zu beschweren. Einerseits hat der rumänische Staat heute wichtigere Interessen, als Religionsfehden zu provozieren, und andererseits ist die griechisch-rumänische Kirche wohl überhaupt nicht kriegerisch veranlagt.

Die lebhafte Sympathie, die die Vatikanische Presse Averescu entgegengebracht hat, gewinnt aber besondere Bedeutung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Averescu zu dem Zwecke nach Rom gekommen war, um den langersehnten italienisch-rumänischen Freundschaftsvertrag mit Mussolini unter Dach zu bekommen. Im selben Augenblicke, wo dies gelungen ist, hat der „Osservatore romano" in deutlicher Anspielung auf die freie und unbeschränkte Stellung der römischen Kirche in Rumänien einen erneuten Notschrei ausgestoßen: daß nunmehr nun auch endlich in Italien die „römische Frage" gelöst werden müsse. Der „Osservatore romano" führt aus, daß diese Frage im Gegensatze zur Ansicht der Liberalen nicht nur nicht gelöst sei, sondern sich seit 56 Jahren substanziell unverändert erhalten habe. Es sei unerträglich, daß der Papst lediglich den Gebrauch der apostolischen Paläste habe, erschwert durch die Überwachung und Verantwortlichkeit für die dort aufbewahrten Schätze der Kunst und Wissenschaft. Der Vikarius Christi, der seit 20 Jahrhunderten über Hunderte von Millionen geistlicher Untertanen in der ganzen Welt gebiete, habe also nicht einmal das Besitzrecht an seiner eigenen Behausung, wo er Vertreter aller Staaten empfange, sowie die Pilger aller Völker, in deren Augen er juristisch im Rom des heiligen Petrus nur „toleriert" erscheine. Die Privilegien und die Immunitäten des Papstes stünden also unter jenen des diplomatischen Korps, das bei ihm akkreditiert sei. Schon diese eine einzige Tatsache genüge, um die völlige Unhaltbarkeit des derzeitigen Zustandes darzutun.

In politischen Kreisen sieht man in diesem Artikel des Osservatore nicht etwa eine neue Kriegserklärung gegen den Staat, sondern umgekehrt die Einleitung zu weiterer Annäherung. Es besteht kein Zweifel darüber, daß die herrschende Staatsregierung in Italien alles tut, um freundschaftliche Beziehungen zum Vatikan zu unterhalten. Das, was hier der Vatikan verlangt, nämlich an Stelle des Nießbrauchs das Eigentum an den Vatikanischen Palästen und ihrem Inhalt zu bekommen, entspricht in Wahrheit ja längst der tatsächlichen Lage, da schon längst die päpstlichen Museen ausschließlich vom Papste verwaltet werden. Es ist deshalb zu erwarten, daß Mussolini diesen Wünschen weitgehend entgegenkommen wird, um auf diese Weise sich bei der strengkatholischen Bevölkerung neue Sympathien und Anhänger zu erwerben.

5. 10.

Am Jubiläumstage des heiligen Franz am 3. Oktober ist der Friede zwischen dem heiligen Stuhle und dem neuen Italien in Assisi unterzeichnet worden. Innenpolitisch sicher der größte, außenpolitisch einer der bedeutsamsten Erfolge der Mussolinischen Politik. Das bemerkt man mehr als in Rom selbst hauptsächlich in dem katholischeren Süditalien. Der „Mezzogiorno" von Neapel jubelt in Tönen, die selbst in dem rede- und wortreichen Südlande ungewöhnlich sind. Und auf den Häusern prangen die Fahnen: rotweißgrün und gelbweiß, Staat und Kirche, zum ersten Male in holder Eintracht.

Was der Staat dem heiligen Stuhle konzediert hat, ist aus den Tageszeitungen genügend bekannt. Auf die Auswirkungen dieses für die Weltstellung des Papstes und Italiens unabsehbaren Schrittes auf die internationale Politik werde ich im nächsten Briefe zurückkommen. Es ist gut, erst einmal eine Menge Wasser den Tiber entlang nach Ostia fließen zu lassen, um klare Stellung zu gewinnen. Spectator Romanus

Oeffentliche Umfrage in Sachen des Sonntags

I. 1. Wie wird der Sonntag in dem Kreis von Menschen begangen, in dem Sie leben? (Können Sie diesen Kreis näher bezeichnen?) 2. Welche verschiedenen Typen von Sonntagsfeiern — und von Sonntagsstörern — kennen Sie: a) auf dem Lande? b) in der Kleinstadt? c) in der Großstadt? d) in andern Konfessionen? e) Haben Sie irgendwann eine besonders schöne Art von Sonntagsfeier miterlebt oder in Wort oder Bild davon Kunde bekommen? f) Wie steht es in den verschiedenen Kreisen mit der Arbeitsruhe, mit der Erholung, mit Vergnügungen; mit dem Kirchgang, mit häuslichem Gebet? g) Wie denken Sie über das Verhältnis von Ausflugsverkehr und Kirchgang?

II. 1. Was fehlt Ihnen am Sonntag, wie er ist? 2. Wie müßte nach Ihrer Meinung ein richtiger Sonntag gefeiert werden? a) Was müßte an den Staatsordnungen anders werden? b) was an den kirchlichen? c) was an den gesellschaftlichen? 3. Braucht man Gaststätten (Wirtshäuser, Restaurants) zur Sonntagsfeier? Wenn ja, wie müssen sie aussehen? 4. a) Kann man Lustbarkeiten verbieten? b) Kann man sie veredeln? c) Gibt es solche, die man fördern soll?

III. 1. Was sagen Sie dazu, daß der Sonntag der alttestamentliche Sabbath sein soll? 2. Welcherlei Beschäftigung ist am Sonntag angebracht? 3. Wonach entscheidet sich, was am Sonntag getan werden soll? 4. Ist der Sonntag das Ende oder der Anfang der Woche? 5. Ist es gut, wenn jeder Sonntag sein eigenes Gepräge erhält, oder fürchten Sie es, wenn „jeden Sonntag etwas Anderes los ist"?

IV. 1. Muß das Leben die Woche über anders werden, damit der Sonntag richtig begangen werden kann? 2. Wie ist heute der Sonnabend (Samstag Abend) in den verschiedenen Kreisen? 3. Wie sollte er sein?

V. 1. Wie verlebt die Jugend den Sonntag? 2. Wie sollte sie ihn begehen?

VI. Wie soll unser Volk dazu gebracht werden, den Sonntag so zu begehen, wie es hier als notwendig dargestellt wird?

VII. Welche Frage scheint Ihnen sonst noch wichtig für die Sonntagsfrage?

VIII. 1. Wie alt sind Sie? 2. Welcher Konfession gehören Sie an?

Kundige werden gebeten auch zu den folgenden Fragen Stellung zu nehmen:

IX. 1. Wie weit reicht das Ideal des ruhigen Familienbeisammenseins? 2. Was wird vom Pfarrhause am Sonntag erwartet? 3. Unterscheidet sich pietistisches und reformiertes Sonntagsideal?

X. 1. Kann der Sonntag für alle Schichten unseres Volkes das gleiche Gesicht haben? 2. Haben wir uns in erster Linie nach den Bedürfnissen des Großstädters zu richten, oder nach den Gewohnheiten der kirchlich-bürgerlichen Kreise? 3. Wie weit soll der Sonntag in der Familie, wie weit in Bünden und Vereinen, wie weit in der Gemeinde verbracht und begangen werden?

XI. Wie kann die Gefahr der Gesetzlichkeit bei dem Kampf um die Heiligung des Sonntags vermieden werden, also das Anliegen des Luthertums gegenüber methodistischer Betrachtungsweise zur Geltung kommen, ohne daß man auf Gestaltung einer festen Sonntagssitte verzichtet?

Diese Fragen stellt Pfarrer Wilhelm Thomas in Marburg a. L., Bahnhofstraße 1, im Novemberheft der Monatsschrift „Christentum und Wirklichkeit", Bezug nehmend auf einen Artikel von D. Geyer im Februarheft derselben Zeitschrift. Er bittet um Antworten bis 1. Dezember. Wir verweisen unserseits obendrein auf Superintendent Schowalters Artikel in 1925 Nr. 7/8; auf seine Anzeige zweier einschlägiger Schriften in 1926 Nr. 21 und auf Baumgartens Anzeige seiner Sonntags-Schrift in 1926 Nr. 13 mit dem Nachtrag von Schowalter in 1926 Nr. 17. D H

Von christlicher Kunst und Liturgik

Kultus und Kunst. Beiträge zur Klärung des evangelischen Kultusproblems. Herausgegeben von Curt Horn. Mit 8 Abbildungen und 5 Grundrissen. Berlin, Furche-Kunstverlag 1925. 158 S. 6 M.

Dieses Buch ist der Niederschlag der beiden vom „Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche" veranstalteten Tagungen, die 1924 in Berlin und Marburg unter dem Thema „Kultus und Kunst" stattfanden *). Die Beteiligten „wissen, daß das Kultusproblem mit diesem Buche nicht gelöst ist, hoffen aber, daß die Herausstellung des Problems zu weiterer Arbeit und Klärung anregen wird". Dieser Hoffnung darf man beipflichten. Von den gesammelten Vorträgen gehen mannigfaltige Anregungen aus, deren nunmehr neben den Hörern auch die Leser teilhaftig werden können. Diese Wirkung wäre erleichtert worden, wenn dem Buch ein Bericht beigegeben wäre, der Plan und Gestaltung der Tagungen enthielte und die wichtigsten Ergebnisse aus den Verhandlungen zusammenfaßte. Der Rahmen, innerhalb dessen die Einzelgebiete des Hauptthemas in Vorträgen und Aufsätzen behandelt werden, ist weit gespannt. Um nur diese Gebiete hervorzuheben, es werden Kultusfragen vom theologischen Standpunkt aus unter Rücksicht auf die künstlerischen Ausdrucksmittel erörtert: „Die gegenwärtigen kultischen Reformen, gemessen am Evangelium" (Niebergall), „Das evangelische Kultusproblem" (Horn), „Liturgische Haltung" (Ritter) und „Die Grenzen der Kunst im Kultus" (Voß), alle vier mehr praktisch als grundsätzlich gerichtet, der vierte ausdrücklich auf praktische Beispiele sich beschränkend. Als Typen protestantischer Gottesdienstformen werden „Das gottesdienstliche Leben Schwedens" (Rodhe), „Das gottesdienstliche Leben in der Schweiz" (Goldschmid) und „Die Kultusformen in der Brüdergemeine" (Heyde) vorgestellt. Die aufgeführten Beiträge stehen alle unter dem Leitgedanken des Kultus, wobei das Verhältnis zur künstlerischen Gestaltung vorausgesetzt oder in Einzelbemerkungen angedeutet wird. Mit der um den Kultus kreisenden oder sich ihm eingliedernden Kunst beschäftigen sich die Vorträge über den „Evangelischen Kultbau" (Bartning), „Evangelische Kultbaufragen" (Elsässer), „Kultraum und Kultstätte" (Horn) und „Kultische Glasmalerei", über die ein Fachmann, August Hoff, als über ein der abstrakt stilisierenden Linienführung der Modernen besonders günstiges Feld belehrt. Die Kundgebungen der beiden Baumeister, Bartning und Elsässer, dieser Sucher auf dem Gebiet des evangelischen Kirchenhaus, haben auch über den nächsten Zweck hinaus Bedeutung. Beide würdigen das den Heutigen fast verloren gegangene Raumerlebnis, doch so, daß der Erste schließlich nach einer Vereinigung von Predigt- und Feierkirche strebt, der Zweite aber bei seiner Trennung der beiden beharrt. In Elsässers sonstigen Einzelvorschlägen steckt sehr viel Beherzigenswertes, zumal er die Gestaltungsidee der Großstadt- und der Dorfkirche wohl zu unterscheiden weiß. Über „Kultusmusik" handelt Wolf; er gibt einen sachkundigen Rundblick über die Geschichte der Kirchenmusik, bei dem die Gegenwart gerade noch berührt wird. Nennen wir noch die warmherzigen Ausführungen Helfried Küsthardts über den „Friedhof als kultische Stätte", die Bemerkungen Girkons über „Pfarrer und Künstler" und die Ansprache des Reichskunstwarts Redslob über „Die Kirche als Auftraggeberin", so sind die Beiträge aufgezählt, die sich auf die aus dem evangelischen Kultus hervorgehende Kunst beziehen.

Eine Anzeige kann unmöglich zu diesen vielseitigen Themen Stellung nehmen wollen, sie muß sich mit der Herausstellung einiger wichtigen Gesichtspunkte begnügen. Aus dem Angegebenen erhellt, daß eine systematische Grundlegung zu dem Verhältnis von Kultus und Kunst nicht versucht worden ist. Die Folge ist, daß „Kultus und Kunst" in diesem Buche mehr nebeneinander als in ihrer inneren Verknüpfung erscheinen, auch daß in wesentlichen Dingen keine einheitliche Auffassung besteht. Es ist ja unter uns immer noch keineswegs Klarheit über das Wesen des evangelischen Gottesdienstes vorhanden. Dieser wird als „Darstellung" des Verkehrs zwischen Gott und seinen Kindern (S. 13), ja als „Spiel" (S. 13. 14), gefaßt, nach S. 23 scheint er der Verkehr der Gemeinde mit Gott selbst zu sein, für den die geeignetsten Darstellungsformen aufzusuchen sind. Die Frage nach der Bedeutung des „Wortes Gottes", die jetzt in den Vordergrund getreten ist, wird nur gestreift; dagegen wird dem subjektiven Faktor gemeindebildende Kraft zugeschrieben: „Eine Gemeinde ist da, wo das Verlangen nach Erlösung durch Christus einzelne Menschen zu gemeinsamer Darstellung ihres Glaubens in gottesdienstlichen Formen zusammenschließt." (S. 29.) Es „ist die heilige große Aufgabe des von der Gemeinde bestellten Leiters des Kultus, von seinem Heilsbewußtsein aus die Erlösungsgewißheit in Christus hineinzutragen in die sehnende Gemeinde." (S. 31.) In demselben Zusammenhang heißt es: „Die einheitliche Grundlage des Kultus ist die Verkündigung der Erlösung durch Christus, sei sie als Gewißheit, sei sie als ersehnte Hoffnung von der kultischen Gemeinde erfaßt." Fügt man noch hinzu, daß die Linie von Luther zu Schleiermachers Gottesdienstlehre anscheinend als auf einer Fläche verlaufend gesehen und daß die Vereinigung von Erlösungsbewußtsein und „Mystik" als für die Gegenwart erforderlich betrachtet wird, so reichen diese Beispiele wohl hin, um darzutun, wie unumgänglich eine neue Untersuchung der Kultuslehre Schleiermachers für alle diese Verhandlungen heute ist. Auf so schwankenden Grundlagen kann man den Gottesdienst nicht erneuern. Dann kann auch erst versucht werden, die organischen Wurzeln, die die Kunst im evangelischen Gottesdienst hat, aufzudecken. Eine ähnliche Zwiespältigkeit verrät sich in den Gedanken über den formalen Aufbau des Gottesdienstes. Der Historiker (Ficker) ist überzeugt, daß unsere Zeit gewiß noch nicht imstande ist, „das nötige Werk zu schaffen" (S. 44). Der reformfreudige Herausgeber dagegen ist der Ansicht, „daß jede Zeit sich neue Formen zu gestalten sucht" (S. 27). Wiederholt kommt das Verlangen nach Befreiung von der Messe zum Ausdruck (z. B. S. 23). Aber die Schilderung der schwedischen Hochmesse wird zugleich zur Rechtfertigung der Meßform. Die im 19. Jahrhundert in Deutschland vielfach repristinierte Meßform ist nicht mehr volkstümlich geworden. Dies lag aber mindestens zum Teil an den Fehlern, durch welche bei diesem Anlaß Luthers deutsche Messe geschädigt worden ist. Jedenfalls kann eine gottesdienstliche Neubildung in den Kirchengebieten, in denen die Meßform herrscht, nur von der geschichtlichen Grundlage ausgehen. „Ein Kultus kann nicht konstruiert werden", sagt Ficker mit Recht (S. 44) in seinem kurzen Beitrag: „Grundsätzliches zu Kultus und Kunst". Auch die meßfreien Ordnungen in Süd- und Südwestdeutschland sind nicht aus dem Nichts geschaffen, sondern sie knüpfen durch Zwinglis Vermittlung an den spätmittelalterlichen Predigtgottesdienst an. Und Calvins folgenreiche Gottesdienstordnung ruht auf der Altstraßburger; diese aber stammt ursprünglich aus der Messe.

Was dann die Stellung zur bildenden Kunst betrifft, so tritt in einzelnen Beiträgen eine Vorliebe für die expressionistische (heute schon nicht mehr „moderne") Kunst zu Tage. Man vermißt nur den Nachweis, daß diese Kunst mit dem evangelischen „Kultus" in innerem Zusammenhang stehe. Weder die Stilverwandtschaft mit der romanischen Kunst, bei der jedoch die tiefgreifenden Unterschiede nicht übersehen werden dürfen, noch die darin sich etwa äußernde mystisch-eruptive Religiosität kann diesen ersetzen. Und wenn der Reichskunstwart in seiner Ansprache über „Die Kirche als Auftraggeberin" das Beispiel des Papstes Julius II. und Michelangelos aufruft, so fällt das doch wirklich außerhalb des gegebenen Rahmens. Der Sammlung ist als Titelbild Heckels „Betende" vorgesetzt; es ist das einzige Ekstatische an dem Buche. Noch lädt der Vergleich mit dem verwandten Hallischen Unternehmen (Evangelischer Gottesdienst und kirchliche Kunst, 1924) zu einer Bemerkung ein. Dort fällt Einheitlichkeit der Grundauffassung und Planung, weise Stoffbeschränkung, bis ins Einzelne vorbereitete und ausgiebige Veranschaulichung, endlich auch besondere Beziehung auf die von der evangelischen Kirche heut erfaßbaren Kunstaufgaben einschließlich der Kleinkunst angenehm auf. Die Tagungen des Vereins für religiöse Kunst scheinen mit theoretischen Ausführungen stark belastet. Kunstbetrachtung will aber gelernt und geübt sein, dazu ist Muße, wiederholter Besuch der Ausstellungen, Schulung und Vertiefung notwendig. Solche Erfahrungen wachsen nur aus längerer Arbeit in der Sache zu. Möge die Arbeit des Vereins auf solchem Wege Frucht tragen! Rudolf Günther

*) Die für 9.—12. November beabsichtigte Tagung ist auf Frühjahr 1927 verschoben. D H

Blätter für christliche Archäologie und Kunst. Herausgegeben von der Christlich-Archäologischen Arbeitsgemeinschaft. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 6 M.

Die Schülerschaft Johannes Fickers hat sich zu einer Christlich-Archäologischen Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen und den jugendlichen Mut aufgebracht, in diesen Zeitläuften eine Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst zu begründen, die seit 1925 in zwanglosen Heften erscheint, durch den Übergang in den Verlag des Hallischen Waisenhauses aber bereits eine festere Gestalt angenommen hat. Nachdem das erste Heft großenteils für die Zwecke der Arbeitsgemeinschaft bestimmt war, ist das zweite mit einem Gedächtniswort Fickers für Anton Springer und einem Überblick über die Malereien der Katakomben Roms von Walter Elliger in die wissenschaftliche Arbeit eingetreten. Wie billig erfreuen sich auch die beiden folgenden Hefte der geistigen Unterstützung Fickers, die Luthernummer, zu der er unter anderem das lang vergessene echte Totenbild Luthers beigesteuert hat, die ursprüngliche Zeichnung, die der Hallische Maler Lukas Furtnagel in Eisleben am 19. und 20. Februar 1546 gefertigt hat; und das vierte Heft, das eine eingehende Er-

örterung einer Reihe von Aufgaben der kirchlichen Kunst, z. B. Gesangbuch und Konfirmationsschein, aus seiner Feder bringt. In der Luthernummer handeln sodann über Reformation und bildende Kunst Friedrich Buchholz, über Luthers Würdigung kirchlicher Bau- und Bildkunst Gottfried Walter. Die Hefte sind mit gediegenen Abbildungen und gewähltem Druck ausgestattet.

Wie aus diesen Beispielen zu ersehen, faßt die Zeitschrift nicht etwa nur das frühchristliche Zeitalter, sondern das Gesamtgebiet der typisch christlichen Kunst ins Auge. Dem theologischen Ausgangspunkt entspricht es, daß Archäologie und Kunstgeschichte, die beide in innerer, zu gegenseitiger Befruchtung führender Wandlung begriffen sind, zusammengefaßt werden. Denn nicht nur für die frühchristliche Zeit, auch für das Mittelalter fällt der Theologie in lebendiger Fühlung mit der Kunstwissenschaft die Erarbeitung der geistesgeschichtlichen Voraussetzungen und die religiöse Interpretation des Kunstwerks zu, eine Erkenntnis, die Johannes Ficker seiner Schule vererbt hat. Gleichzeitig hat er ihr die Achtung vor der Kleinarbeit in der Praxis der Gegenwart und etwas von dem glücklichen Optimismus eingeflößt, in dem er sich auch durch den langsamen Fortgang der Kunstbestrebungen in der Kirche an deren Bedeutung nicht irre machen läßt. In der Verbindung methodischer Forschung mit geistiger Durchdringung der kirchlichen Formenwelt wird die Aufgabe der Zeitschrift zu suchen sein. Es hängt nun von der Teilnahme nicht nur der Fachgenossen, sondern auch der Freunde kirchlicher Kunst überhaupt ab, ob den „Blättern" ein ständiger und hinlänglich großer Wirkungskreis gesichert werden kann*). Rudolf Günther

Kunst und Kirche. Zeitschrift des Vereins für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche. Herausgegeben von Karl Röhrig und Karl Kühner. Jährlich 6 Hefte. Berlin, Trowitzsch und Sohn. 6 M.

Diese Zeitschrift ist hervorgegangen aus einer Verschmelzung des „Christlichen Kunstblatts", das nach einer ehrenvollen Vergangenheit der Ungunst der Zeit erlegen ist, und dem Blatt „Religiöse Kunst", das bis dahin die Zeitschrift des Vereins für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche Preußens bildete. Das neue Blatt wird geleitet von zwei kunstfreudigen Pfarrern, Karl Röhrig in Potsdam und Karl Kühner in Waldkirch i. B. Bisher liegen die beiden ersten Jahrgänge 1924/25 und 1925/26 vor. Wie schon der Titel besagt, wendet sich die Zeitschrift an die Kunstfreunde in der Kirche, doch mit der Absicht, die Teilnahme an diesen Bestrebungen nach Möglichkeit auszubreiten und die fromme Kunst als eine notwendige Lebensäußerung der Kirche darzutun. Sie befaßt sich mit der kirchlichen Architektur, Malerei und Plastik; des engen Zusammenhangs wegen wird auch der evangelische Gottesdienst einbezogen. Es werden demnach Stellung und Aufgaben der Kirche in der Kunst grundsätzlich erörtert, ebenso kommen Einzelgebiete wie der Kirchenbau oder Sonderaufgaben wie Kriegerehrung oder kirchliche Kleinkunst zur Behandlung; bestimmte Künstler werden in ihrem Gesamtwirken oder in Einzelwerken dem Leser nahegebracht, wobei auf brauchbare Abbildungen gesehen ist. Dabei wird der Horizont weit genommen. Mit Vorliebe ist der Expressionismus bedacht. Eine auswählende Umschau unterrichtet über neuere Vorgänge in der Welt der religiösen Kunst, eine Bücherschau weist, allerdings noch mit Zufälligkeiten behaftet, auf neuere Erscheinungen hin. Mit dem zweiten Jahrgang hat sich der Mitarbeiterkreis erweitert; es findet sich da eine so treffliche Studie wie die von Hans Achelis über die neuentdeckte „anostische" Katakombe in Rom. Sonst ist die Haltung, dem angestrebten Leserkreis entsprechend, populär, und es wird das dem kunstschriftstellernden Theologen naheliegende Predigen über Kunst — es wird sogar einmal eine richtige Predigt abgedruckt, die an sich gehaltvoll ist — zu Gunsten einer sachlichen und dabei doch anziehend erwärmenden und belehrenden Darstellung zu überwinden sein. Dem Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche, dessen wichtigstes Werkzeug neben seinen Tagungen diese Zeitschrift ist, ist glücklicher Fortschritt und Erfolg zu wünschen, damit wird auch die Leistungsfähigkeit seines Blattes wachsen. Rudolf Günther

Das Problem des evangelischen Kirchbaues. Von Johannes Ficker.

In Halle fand vom 23. bis 26. Juni 1924 eine gut besuchte Tagung „Evangelischer Gottesdienst und kirchliche Kunst" statt. Die Vorträge sind als erster Band der „Studien zur Geschichte und Gestaltung des evangelischen Gottesdienstes und zur kirchlichen Kunst" im Druck erschienen. (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1924. 109 S. 5 M.) Fickers Vortrag ist einer von ihnen. Der Hallenser Professor hat seine ganz scharf pointierte Ansicht vom evangelischen Gotteshaus. Um so dankenswerter ist es, daß er in diesem Vortrag ganz objektiv die großen Probleme aufzeigt, um deren Lösung sich jetzt Liturgiker und Baumeister ernst bemühen. Dem Vortrag ist ein recht interessanter „Überblick" über die ganze Tagung beigegeben. Wer sich für diese liturgischen Probleme interessiert, schaffe sich den ganzen Band an; er wird es nicht bereuen. Theodor Voß

*) Ein weiteres Heft (Juli 1926) bringt unter dem Haupttitel „Aufgaben der christlichen Kunst" zwei Vorträge von Johannes Ficker: 1. Gesangbuch und Konfirmation, 2. Aufgaben ... in der sächsischen Provinzialkirche. 3 M. (Jahrg. 4 Nrn. 6 M.) D H

Die liturgische Bewegung in der evangelischen Kirche, ihre Formen und ihre Probleme. Von Lic. Gustav Mensching. Tübingen, J. C. B. Mohr 1925. 92 S. 3.60 M.

Diese verdienstliche Schrift gibt einen Überblick über die mannigfachen Reformversuche auf liturgischem Gebiete innerhalb der evangelischen Kirche. In geschickter Heraushebung der wesentlichen Probleme (Motive der liturgischen Bewegung, vom Sinn des Gottesdienstes, neue Aufgaben und Arten des Gottesdienstes, neue Formen im Gottesdienste, neuer gottesdienstlicher Aufbau, evangelische Kultprobleme) bringt sie Ordnung in das schon recht wirre Gestrüpp liturgischer Versuche und leistet damit der Bewegung selbst einen wesentlichen Dienst. Dieses Buch schafft die Voraussetzung für das, was heute vor allen Dingen notwendig ist: für die Klärung dessen, was auf protestantischem Boden die gottesdienstliche Form bedeutet. Allerdings nur die Voraussetzung! Denn in dem sehr vorsichtig gehaltenen letzten Kapitel, in dem vom Wesen des evangelischen Kultus, der kultischen Form, des „Wortes Gottes" gehandelt wird, gibt Mensching allerdings sehr wesentliche Grenzbestimmungen gegen die Vergesetzlichung und Versachlichung der Form, wie sie besonders im Katholizismus vorliegt, aber er findet für die evangelische Form nur den Begriff der „Möglichkeit". Dieser Begriff ist unzulänglich. Denn er stellt wohl sicher, daß Gott sein Kommen zum Menschen unter allen Umständen seiner freiwirkenden Gnade vorbehalten hat, aber er enthält nicht die andere Seite, daß dieser Gnadenwille nicht Willkür ist, sondern das Prinzip der sinnerfüllten Ordnung enthält. Die Konsequenz der Menschingschen Formulierung führt in das uferlose Ausprobieren von Möglichkeiten, in die Willkür der Sekte, nicht aber in die lebendige Ordnung der Kirche. Es fehlt in dieser Begriffsbestimmung das, was die Gemeinde konstituiert, die lebendige Ordnung des „Leibes Christi". Zu einer positiven Bestimmung des „evangelischen Formwillens" ist auf dem von Mensching eingeschlagenen Wege nicht zu kommen. Die Gefahr, die in jeder Form im Gebiet des Menschlichen schlummert, darf nicht dazu führen, die endlose Formwillkür zu propagieren. Diese Grenze der Menschingschen Darlegungen tut aber dem wesentlichen Verdienst, die Voraussetzung für eine Klärung der evangelischen Kultfrage geschaffen zu haben, keinen Abbruch. Ludwig Heitmann

Der Patenenkelch. Ein Beitrag zur Abendmahlsreform im Sinne der Intinktion von Carl Philipps, Pfarrer. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1924. 24 S. 70 Pfg.

Hier wird eine sehr einfache, aber sehr kühne Lösung der Abendmahlsnot vorgeschlagen: es soll die Hostie (das Brot) in den Wein getaucht und den Abendmahlsgästen dargereicht werden. Um diese Form der Austeilung zu ermöglichen, wird eine Gestalt des Kelches vorgeschlagen, die zwischen Kuppe und Fuß die Patene, die Schale für das Brot enthält. Der Spender entnimmt ihr eine Hostie, taucht sie in den Kelch und reicht sie dann mit einem entsprechenden Worte dem Gaste dar. Friedrich Niebergall

Hermeneutik

Vgl. 1925 Nr. 7/8 Sp. 183 f.

Das Verstehen. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert. Von Joachim Wach. 1. Die großen Systeme. Tübingen, J. C. B. Mohr 1926. 10.50, geb. 13 M.

Eine Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert, von welcher die erste Hälfte vorliegt, ist dem Bedürfnis der Zeit entsprechend. Der Verfasser schildert zwei Philologen, den vergessenen Fr. Ast und den berühmten Fr. A. Wolf, als die Vorläufer Schleiermachers, und im Anschluß an diesen die hermeneutischen Lehren der August Boeckh und Wilhelm von Humboldt. Letzterer hat die Hermeneutik nicht systematisch dargestellt; aber in seinen Werken finden sich „Bemerkungen zur Theorie und Praxis der Auslegung in reicher Fülle". Ohne Weiteres wird deutlich, daß die Hermeneutik eine Hilfswissenschaft ist, welche für andere Disziplinen, namentlich die Philologie, gerade so gut in Betracht kommt wie für die Theologie, daß es also eine spezifisch theologische Hermeneutik gar nicht gibt. Freilich ist es ein Theologe, der das Fach auf die Höhe führt. Aber gerade Schleiermacher schreibt keine theologische Hermeneutik, sondern eine allgemeine „mit besonderer Beziehung auf das Neue Testament". Und nach Boeckh sind die Grundsätze des Verstehens überall dieselben, so daß es einen Unterschied zwischen biblischer und profaner Hermeneutik nicht gibt. Ast unterscheidet das historische, das grammatische und das geistige Verständnis, in welchem sich die beiden ersten zu einem Leben durchdringen. Bei Wolf, der das Verstehen und Erklären unterscheidet, ist die Rede von der grammatischen, historischen und philosophischen Auslegung. Die hiernach wiederkehrende Dreiheit ist von Schleiermacher auf eine Zweiheit zurückgeführt, nämlich auf die grammatische und psychologische Auslegung. In der zweiten Art ist jedenfalls das geistige (oder philosophische) Verständnis, das bei der Bibel zum geistlichen wird, mit enthalten. Die historische Auslegung wird von den Philologen auf die Seite der grammatischen gestellt, was ja verständlich ist, sofern es sich dabei um Beziehungen auf reale Verhältnisse handelt. Offenbar aber kann man sie auch zu der

psychologischen Seite rechnen, sofern dabei der Zeitgeist und die Stellung des Verfassers zu den Strömungen seiner Zeit in Betracht kommt. Der Begriff ist also schillernd. Dazu kommt, daß die Wahrheit überzeitlich ist. Der Ausleger der Bergpredigt wird stellenweise kaum wissen, ob er sich in der Vergangenheit oder Gegenwart bewegt, und warum sollte der Ausleger des Horaz nicht ähnliche Erfahrungen machen? Immerhin wird es in erster Linie bei der Bibel darauf ankommen, die Auslegung bis auf den Punkt zu führen, wo der Unterschied zwischen Vergangenheit und Gegenwart verschwindet. Nach dem allen ist es wohl verständlich, daß Schleiermacher auf den Begriff der historischen Auslegung ganz verzichtet hat. Er kennt also nur zwei Auslegungsmethoden, neben denen es eine dritte nicht gibt, indem die von ihm behandelte technische Auslegung nur als Zubehör der psychologischen in Betracht kommt.

Boeckh unterscheidet das Verstehen aus den objektiven Bedingungen (grammatische und historische Interpretation) und aus den subjektiven Bedingungen (individuelle und generische Interpretation). Unschwer erkennen wir die Schleiermachersche Zweiteilung wieder. Für die psychologische Auslegung wird die individuelle gesetzt, und die generische, die von Zweck und Richtung bestimmt wird, tritt an die Stelle der technischen. Boeckh fordert für das richtige Verstehen Objektivität und Rezeptivität; je subjektiver und je mehr für sich eingenommen Jemand ist, desto weniger Verständnisgabe hat er. Andererseits ist aber Kongenialität erforderlich. Wer die Ideen nicht der Anlage nach hat, wird sie auch nicht im Stoffe finden. Das ist eine wichtige Formulierung. Wenn man nämlich die Kongenialität dahin versteht, daß der Ausleger schon haben muß, was der Schriftsteller bietet, so tritt seine Autorität neben die des Schriftstellers. Das ist wohl einer der verhängnisvollsten Fehler, die in der Geschichte der Exegese vorgekommen sind. Denn nun wird die Bibel zu einem Buch, in welchem jeder seine Dogmen sucht und findet. Also die Kongenialität darf nicht als Gleichwertigkeit, sondern nur als Anlage und Aufnahmefähigkeit verstanden werden. Etwas weiter gehend, aber nicht damit in Widerspruch, ist die Theorie Wilhelm v. Humboldts, nach welcher der Geist des Fremden sich dem Ausleger assimiliert und dadurch Neues schafft. So ist das Verstehen nicht rein passiv, sondern wird produktiv, was aber schwerlich bedeutet, daß nun der Ausleger als gleichberechtigt neben den Schriftsteller tritt. Vielleicht darf man an den Prediger erinnern, der auf Grund des Textes selbst produziert, aber seine Autorität der des Textes unterordnet. Im Sinne der Gleichwertigkeit könnte es verstanden werden, wenn Wolf denselben Umfang an Kenntnissen, den der Autor besessen, von dem Ausleger fordert, was Wach für eine „wichtige Regel" erklärt, was aber doch wohl mißverständlich ist, wenn es auch selbstverständlich richtig gedacht ist. Bei Wolf findet sich auch der fundamentale Satz, daß die Gedanken des Anderen so zu fassen sind, wie er sie selbst gefaßt haben will. Diese Regel hat später hauptsächlich A. Immer betont, dessen „Hermeneutik des Neuen Testamentes" in dem zweiten Teil des vorliegenden Werkes wohl noch Berücksichtigung finden wird.

Wir stoßen auf eine Menge Gesichtspunkte, die für gegenwärtig schwebende Fragen von Wichtigkeit sind. Nach Boeckh soll man den Schriftsteller und seine Zeit nicht harmonisieren, da derselbe im Gegensatz zu seiner Zeit gestanden haben kann. Das ist auch der Gesichtspunkt, unter welchem Schleiermacher die historische Auslegung ablehnt. Andererseits ist aber insofern streng historisch zu verfahren, als nach Boeckh der Ausleger nicht mehr unterlegen darf, als das Urpublikum sich bei den Worten denken konnte, so daß also nicht nur zu fragen ist, wie der Schriftsteller verstanden werden wollte, sondern auch, wie er verstanden werden konnte; ein wichtiger Grundsatz.

Das alles will ein Bericht über das vorliegende Werk und seine Bedeutung sein, nicht eine Kritik. Die Sätze der Einleitung, welche von dem Verhältnis der allgemeinen und speziellen Hermeneutik handeln, haben den Satz, daß die spezielle aus der allgemeinen abzuleiten ist, nicht klar herausgestellt. Wenn aber ein „systematisch geordneter und gegliederter Zusammenhang und Aufbau" gefordert wird, so ist wohl zu vermuten, daß der Verfasser den Grundsatz nicht ablehnen will.

Zu Schleiermachers Hermeneutik bemerkt der Verfasser, daß dieselbe eine gewaltige Wirkung ausgeübt habe. Aber während demselben auf dem philologischen Gebiet ein würdiger Fortsetzer und Weiterführer seiner Gedanken erwachsen sei (Boeckh), hätten die Theologen das Erbe wohl zu verwalten, aber nicht zu mehren gewußt. Um die Mitte des Jahrhunderts sei von einer lebendigen Wirkung des durch Schleiermacher gegebenen Impulses nicht mehr die Rede. Seit zwei Jahrzehnten wende man Schleiermachers Hermeneutik wieder ein Interesse zu; aber die Bedeutung sei doch nicht genügend erkannt, und das habe mit zur Abfassung des vorliegendes Buches Veranlassung gegeben. Aber nicht nur diese Ausführung, sondern die Anlage des ganzen Werkes enthält die Losung: Zurück zu Schleiermachers Hermeneutik. Man darf auf die Fortsetzung gespannt sein. Gustav Wiesen

Griechisch-Deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments und der übrigen urchristlichen Literatur. Von Erwin Preuschen. Zweite Auflage, vollständig neubearbeitet von Walter Bauer-Göttingen. Zehn Lieferungen zu je 3 M. Gießen, Alfred Töpelmann.

Die zweite Auflage des neutestamentlichen Wörterbuches von Preuschen ist unter der Hand Walter Bauers zu einem neuen Werk geworden. Nicht nur, daß die Mängel der ersten Auflage mit Energie beseitigt sind, auch der Stoff hat aus der hellenistischen Literatur reiche Vermehrung erfahren, so daß dieses Wörterbuch nicht nur dem Neutestamentler, sondern auch dem Erforscher der hellenistischen Religionsgeschichte weitgehend Hilfe leisten kann. Die Quellenbelege (griechische Schriftsteller, Inschriften, Papyri) sowie die Titel neuerer Untersuchungen einzelner Begriffe sind ständig beigefügt. So vermag der aufmerksame Benutzer sich die Begriffsgeschichte eines wichtigen Wortes an der Hand des gebotenen Materials in seinen Grundzügen ohne Mühe selbst abzuleiten. Angenehm fällt auch auf, daß neben der genauen Übersetzung der einzelnen Vokabeln Wortverbindungen und zusammenhängende Redewendungen treffend verdeutscht sind. Damit wird für eine Übersetzung in größeren Abschnitten wertvolles Material dargeboten. Kurzum — dieses Wörterbuch, über das in Kreisen der Fachgelehrten, der Theologen wie Philologen, nur Eine Stimme der Anerkennung herrscht, gehört in die Hand eines Jeden, der sich ernsthaft mit dem Urtext des Neuen Testaments beschäftigt. Es dürfte für Jahrzehnte „das" Wörterbuch zum Neuen Testament bleiben.

Das Erscheinen in Lieferungen, die übrigens erfreulich rasch aufeinander folgen, wird wohl auch dem minder Bemittelten die Anschaffung ermöglichen. Fünf liegen vor, sie führen bis *κατάγω*.

Erich Fascher

Von Dichtungen, Dichtern und Genies

Es ist ein Reis entsprungen. Von Margarete Weinhandl. Wolfach, Ferdinand Ackerverlag. 72 S. 2 M.

Es ist schade, daß der Verleger durch unverlangte Zusendung bei empfindlichen Leuten ein Vorurteil gegen diese Dichtung geschaffen hat, und daß die Zeichnungen auf dem Umschlag auf manchen Beschauer übermodern wirken und den Verdacht hervorrufen mögen, als ob hier Ehrwürdiges verzerrt werden sollte. Aber trotz dieser Hemmungen wird das Büchlein seinen Weg machen und bald in sehr vielen Händen sein. Denn es bringt etwas, das wir seit Jahrzehnten schmerzlich entbehrt und das wir nach unzähligen Enttäuschungen in der Dichtkunst der Gegenwart kaum noch zu finden gehofft haben: religiöse Poesie, die im Epischen ganz bildhaft und im Lyrischen ganz einfältig und unreflektiert uns zur Höhe ungetrübten Schauens und religiösen Miterlebens führt. In der Tat, es ist fast ein Wunder, wie quellfrisch das sprudelt, wenn Margarete Weinhandl anhebt zu erzählen von der Mutter Maria und ihren Mutter-Träumen und Schmerzen, und von Jesus, dem Kinde und dem Manne Jesus. Da werden nicht mühsam für oft Gesagtes neue Worte und Ausdrucksformen gesucht, sondern da wird auch Altbekanntes wirklich schöpferisch neu gestaltet. Was Lukas im vierten Kapitel seines Evangeliums berichtet, wird auch mancher Bibelkundige ganz neu erleben, wenn er sich einmal von Margarete Weinhandl erzählen läßt, wie der Tag von Nazareth in der Wohnung der Maria verlief. „Was ist das für ein Freuen, du liebe Frau, in deinem Haus? Was schmückst du denn mit Maien die kleine, weiße Stube aus?" Den Stoff liefert nicht ausschließlich die biblische Überlieferung. Es ist auch der Märchenbrunnen und die eigene Phantasie zur Hilfe genommen. Es geht auch in der Tonart: „Maria schlief unterm Rosenbaum; da hatte sie einen schweren Traum." Aber gerade da glückt dann oft das Höchste — nicht nur in der Sprache, indem sie ungesucht den Ton des Volksliedes trifft, sondern auch in der Plastik der Bilder und in der Wucht des Gedankens. Auch der M. Weinhandl glückt dies Höchste nicht überall. Hin und wieder stößt man auf Gesuchtes. Der Gedanke kommt bisweilen zu früh und nicht leise genug — man spürt ihn bei der Arbeit, anstatt ihn aus dem Ganzen gleichsam zufällig und überraschend herauswachsen zu sehen. Bei einigen Liedern hat man den Eindruck, als ob die Dichterin sich noch nicht so ganz selbst gefunden hätte. Aber wo sie ihr Eigenes und Eigentliches gibt, schenkt sie uns etwas sehr Gutes. Und insbesondere denen, die in der heutigen Jugendbewegung stehen, kann ich nur raten: gebt den jungen Leuten dies Büchlein zu lesen! Sie werden erstaunt und erfreut das finden, was die heutige Jugend sucht, die sich so inbrünstig sehnt nach Wahrheit, die in heiliger Einfalt unter dem Schleier des Mysteriums zu uns kommt. Und wer selbst diese Sehnsucht teilt und nicht in Rilkes Stundenbuch etwa schon Vergessenheit getrunken hat, der gehe an Margarete Weinhandl nicht vorüber! Sie kann uns den Glauben stärken, daß wir doch nicht so ganz hoffnungslos der Zivilisation verfallen sind, daß in der Tiefe ganz unerschöpft noch die alten Brunnen rauschen und daß sie auch den Menschen der Gegenwart noch mit erfrischendem Trank erquicken können. Ernst Rotermund

Der Heilige und das Blümlein. Von Anni Geiger-Gog. 20 Franziskuslegenden. Leipzig, Frankenstein und Wagner 1925. 76 S. Geb. 2 M.

Wer die Geschichte: „Es war ein Priester" in Nr. 24/26 der CW in Erinnerung hat, d. h. auf wen sie Eindruck machte — ich wünschte es wären deren recht viele — der greife auch zu

diesem Büchlein. Der Heilige, in diesem Fall die nachdenksame Art einer Frau, weiß aus einer einfachen (nicht gekünstelten) Situation auf ebenso einfache (nicht manierierte) Weise das herauszuholen, was einem als fruchtbarer Keim, als gesteigerte Empfänglichkeit für weitere selbständige Erfahrung bleibt. Und man spürt, was den „Heiligen" ausmacht, die Höhe des Blickpunktes — die Folge von wirklicher innerer Überlegenheit, die ihn das Ganze ahnend überschauen, alle Triebkräfte, lautere wie unlautere, offene und geheime, herausspüren und deshalb schließlich die entscheidende Wendung nachhaltig herbeiführen läßt.

Man lernt dabei: Konzentration, Geistesgegenwart als Schlüssel zu einem fruchtbaren Leben, man dringt zum Kern des Menschendaseins. Licht und Kraft strahlen nur aus dem restlos erfaßten Ganzen. In dessen Innerstem glüht überall das Heilige Feuer.

Reinhold Planck

Paul Gerhardt. Von Emma Lehn. Schauspiel in fünf Aufzügen und eine Schlußszene. Verlag des Evangelischen Gemeindeblattes zu Offenbach a. M. 1 M.

Dieses kleine Schauspiel ist zum 250. Todestag Paul Gerhardts erschienen und zeigt uns den Liederdichter in seinem Konflikt mit dem großen Kurfürsten, dessen Edikt er aus Gewissensüberzeugung nicht unterschreiben kann, und wie er lieber ins Elend geht, als gegen seine Überzeugung handelt. Einzelne Szenen sind sehr schön und ergreifend, die Gestalt des Paul Gerhardt tritt lebendig hervor. Die Aufführung kann mit bescheidenen Mitteln erreicht werden. Das Aufführungsrecht ist durch den Verlag einzuholen.

Charlotte Friedrich

Zinzendorf. Über Glauben und Leben. Ausgewählt und zusammengestellt von Otto Herpel. Quellen; Lebensbücherei christlicher Zeugnisse aller Jahrhunderte, herausgegeben von Eberhard Arnold, Bd. 7. Eberhard Arnold-Verlag, Sannerz und Leipzig 1925. 188 S. 5 M.

Im Vorwort zu dieser von dem verstorbenen Neuwerkführer Otto Herpel veranstalteten Sammlung entwirft Lic. Gerhard Reichel das Bild Zinzendorfs als des Mannes, den es zur Jugendbewegung von heute ziehen würde und der ihr etwas zu sagen hat. Und eine Zeit, die wieder Verständnis gewonnen hat für die Eigenart der Frömmigkeit Luthers, wird auch an der eigentümlichen Ausprägung lutherischer Gedanken, wie sie sich bei Zinzendorf findet, nicht vorübergehen. Es ist daher ein Verdienst dieses Werkchens, daß es, aus einem Gemeinschaftsleben und einer Christentumsauffassung entstanden, die beide dem Herrnhutertum in vielen Stücken verwandt sind, aus innerem Verständnis für Zinzendorfs Art das Bild dieser starken religiösen Persönlichkeit erneuert. Eine derartige Sammlung von für ihn charakteristischen Zitaten kann etwa als eine Art evangelisches Brevier bei der täglichen Andacht verwandt werden. Sie vermag natürlich nicht zusammenhängende Lektüre der Zinzendorfschen Schriften zu ersetzen, wohl aber dazu anzuregen. Dazu helfen die sorgfältig gearbeiteten Anmerkungen mit ihren Quellenangaben. Die Auswahl von Liedern und Gedichten Zinzendorfs, die Emmy Arnold beigefügt hat, wird manchem den ersten Begriff geben von dem Reichtum dieses genialen Gelegenheitsdichters, und wird auch über die barocke Verstiegenheit manches Ausdruckes hinwegsehen lehren. Vorbildlich ist an dem Büchlein die geschmackvolle Ausstattung, die ihm der Verleger hat zuteil werden lassen. Alles in Allem ist es ein Verdienst des Kreises, der sich um Eberhard Arnold gesammelt hat, daß er diese Arbeit seines verstorbenen Freundes der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat.

Friedrich Niebergall

Sören Kierkegaard. Erster Teil: Die Werke. Ausgewählt und übersetzt von Hermann Ulrich. (Quellen-Lebensbücherei christlicher Zeugnisse aller Jahrhunderte. Herausgegeben von Eberhard Arnold. Band 9/10.) Sannerz und Leipzig, Eberhard Arnold Verlag 1925. 533 S. Geb. 13 M.

Eine Auswahl aus einem reichen schriftstellerischen Werk ist immer der Gefahr ausgesetzt, mehr der Neugier als der Erkenntnis zu dienen. Diese Gefahr hat aber der Übersetzer der vorliegenden Sammlung von Proben aus den Schriften Kierkegaards vermieden, und zwar durch die Länge und sachliche Zusammenordnung der dargebotenen Stücke. Daß auch eine Reichhaltigkeit der Auswahl berücksichtigt werden konnte, ist durch den Umfang des Bandes ermöglicht. Merkwürdigerweise fehlt ein längerer Abschnitt aus „Entweder-Oder" und leider eine für den des Dänischen Unkundigen sehr willkommene Gabe: Teilübersetzungen aus Kierkegaards Magisterdissertation. Doch wird die sonstige umsichtige Mitteilung aus den philosophischen wie erbaulichen Schriften Kierkegaards manchen verlocken, über die Brücke dieser vorläufigen Orientierung zu den vom Übersetzer zu eifrig verhorrescierten deutschen Ausgaben der vollständigen Bücher oder gar zu dem dänischen Original zu schreiten, um dort zu lernen, was für einen Christen gut ist zu wissen. Die deutsche Übersetzung Ulrichs selbst ist, soweit ein Vergleich mit den bisher vorhandenen ein Urteil erlaubt, wörtlicher als die Schrempfs und nicht so sicher und eindringlich wie die Hackers. Heinrich Schlier

Sören Kierkegaard. Von Arnold Gilg. München, Christian Kaiser Verlag 1926. 231 S. 5, geb. 6.50 M.

Man wird sich gewiß durch die beati possidentes in bezug auf die dänische Sprache einem Buche gegenüber, das ohne Kenntnis dieser Sprache über Kierkegaard geschrieben ist, zur Vorsicht mahnen lassen, zumal, wenn man nicht selbst zu den glücklichen Besitzern gehört. Aber man wird trotzdem das Urteil wagen, daß die Schrift von Arnold Gilg nicht zu der den Kennern der vollständigen Tagebücher Kierkegaards „großenteils als Geschwätz" erscheinenden „Auchliteratur" über den dänischen Denker (vgl. E. Hirsch. Theol. Lit.-Ztg. 1926 Nr. 12) gehört. Denn abgesehen davon, daß das Buch Gilgs in der Darstellung der Grundgedanken Kierkegaards sich von den Ausführungen Bohlins etwa, der doch die bisher erschienenen Tagebücher in der Ursprache kennt, wenig und nicht zu seinen Ungunsten unterscheidet, hängt das Verständnis eines Denkers letztlich nicht von der Kenntnis einer mehr oder minder großen Summe seiner Werke ab. Sondern darauf kommt es an, daß einem — bei allem Nutzen größtmöglicher Belesenheit! — die Lebendigkeit der Fragen an das menschliche Dasein gegeben ist, die dem zur Verfügung stand, über den man schreibt. Und diese Offenheit gegenüber den von Kierkegaard bewegten Fragen der Existenz hat Arnold Gilg in einem größeren Maße als die meisten anderen Schriftsteller auf diesem Gebiet, und deshalb ist seine Einleitung in Kierkegaard gut und wertvoll.

Nach einem sicheren Aufriß des Lebens Kierkegaards wird in vier Kapiteln eine Darstellung der Grundgedanken des Dänen nach seinen Hauptschriften mit ausführlichen Zitaten gegeben. Von den „Stadien des Ästhetischen und Ethischen" über „Die Religion der Immanenz" (die in „Furcht und Zittern", in der „langen Beichtrede" und der „abschließenden unwissenschaftlichen Nachschrift" zu Wort kommt) führt der Verfasser zu den eigentlich christlichen Gedankengängen, die von den Begriffen „Sünde" (nach der Schrift „Die Krankheit zum Tode" und „Der Begriff der Angst") und „Offenbarung und Glaube" (in der Hauptsache nach: „Philosophische Brocken", „Einübung im Christentum" und „Das Buch über Adler") handeln. Obwohl Gilg keine immanente Entwicklung des Kierkegaardschen Gedankens aufzeigen will, sondern sich um die von Kierkegaard gesehenen Sachverhalte bemüht, neigt er doch hie und da, wie zum Beispiel bei der Darstellung der Ethik, zu einem zu frühzeitigen Begräbnis der dabei gestellten Fragen in einem Entwicklungsschema. Von Nöten wäre es noch, daß der Kierkegaardsche Begriff der Geschichte ausführlicher zur Sprache käme. Denn nur von ihm her, das heißt von der Art, wie Kierkegaard den Menschen in seinem Sein geschichtlich bestimmt sieht, lassen sich „Offenbarung und Glaube" und andere christliche Bestimmungen im Grunde verstehen.

Doch sollen solche Einwände nicht das Urteil abschwächen, daß das Buch Arnold Gilgs unter den Einführungen in Kierkegaard die zur Zeit beste ist und wirklich den Dienst leisten kann, den es erfüllen will: „Kierkegaard einige neue Leser gewinnen helfen, Leser, wie er selbst sie sich wünscht." Heinrich Schlier

August Strindberg. Von Nils Erdmann. Leipzig, H. Häsel 1924. 805 S. Geb. 18 M.

Strindberg, Leben und Dichtung. Von Erik Hedén. München, C. H. Beck 1926. 490 S. Geb. 16 M.

Wie Strindbergs eigene Werke, so setzen auch die zahlreichen Bücher, die in den letzten Jahren über ihn erschienen sind, fast ohne Ausnahme die genaue Kenntnis seines Lebens voraus. Und doch war bis vor kurzem diese Kenntnis gar nicht leicht zu erlangen. Rasch nacheinander sind nun zwei umfangreiche und wertvolle Werke erschienen, die dem Deutschen, der sich um das Verständnis Strindbergs bemüht, die Grundlage hiefür darbieten. Beide stellen ihn in den großen Zusammenhang der geistigen Bewegungen seiner Zeit und seines Volkes hinein; beide flechten in die Erzählung seines Lebensgangs die Inhaltsangabe, die ästhetische, philosophische und sittlich-religiöse Würdigung seiner Werke ein. Sehr dankbar wird jeder Leser in dem Buch von Erdmann die Zusammenstellung der wichtigsten biographischen Notizen und die doppelten höchst sorgfältigen Tabellen über sämtliche Schriften Strindbergs begrüßen. Daß ich mit seiner Beurteilung der religiösen Haltung und Entwicklung Strindbergs nicht durchaus einverstanden bin, habe ich in meinem Aufsatz über den „Weg nach Damaskus" angedeutet. Hedén geht hier, namentlich in den ausgezeichneten Schlußabschnitten, mehr in die Tiefe *).

Paul Fischer

Bei offener Tür (Mein Erlebnis). Von J. Anker Larsen. Mit einem Vorwort von V. Grönbech, Universitätsprofessor in Kopenhagen. Leipzig, Grethlein und Co. 1926. 80 S. 2.50 M.

Der Dichter hat uns zwei bedeutsame Romane mit stark religiösem Unterton geschenkt: Der Stein der Weisen und Martha und Maria. Er gib in dem vorliegenden Buche die Grundlage seiner Weltanschauung, seines Ewigkeitserlebens, das kein philosophisches System, sondern eben Wirklichkeit dieses Lebens ist. Die Dinge öffnen sich ihm in ihrem „andern" Sein... sie stehen da in ihren unendlichen Beziehungen, in ihrem Eigentlichen, Wahrsten, Bleibenden.

Also: Die geistigen Augen! Das Ewige „ist", die Zeit ist nur Welle Ewigkeit. Das Himmelreich oder Reich Gottes ist Zustand

*) Es liegt eine ausführliche Würdigung neuester Strindbergliteratur vor, die vor Weihnachten nicht mehr erscheinen kann. Desgleichen ein Aufsatz über Strindberg von dem Verfasser obiger Anzeige. D H

und also gegenwärtig. Die Kindheit ist das Prinzip der Menschheit. So „ist" Vorsehung, so „ist" Gott ... nicht äußerlich verpflichtend. Es ist in allem nur das Erleben des Menschen, nur das psychologische Problem. Nach dem Tode ...? Das Ewige verbürgt!

Das Büchlein hat mich sehr gefreut, nicht, weil es etwa Neues gebracht hätte, sondern weil es parallel anderem ist: Dostojewskis großem Schauen, Hamsuns amoralischem Gestalten, Otto zur Lindes „Hölle-Philosophie, seiner Religion der neuen Erde. Auch Larsen meint, daß man seine Gedanken Atheismus nennen könne ... immerhin, dann aber war Jesus, der vom Himmelreich „innen in euch" sprach, auch Atheist ... Larsen steht zur Kirche recht versöhnlich, er sieht aber sehr klar die Schäden: Wir seien so weit, daß man zwischen Jüngern Jesu und Christen der Kirche unterscheiden könne.

Larsen erzählt von seinem Weg zu diesen Zielen. Er gibt uns eine Biographie der Seele. Einen Beitrag zur neuen religiösen Erweckung. Wer Ohren hat, zu hören: Wir stehen an der Wende oder schon im neuen Land ... neuer Religiosität, d. h. neuen innersten und kindlich einfachsten Menschtums.

Anker Larsen können wir für diese kleine Schrift danken, sie ist reich und groß. Der Einleitung von Professor Grönbech, die an sich gut ist und das Problem der Mystik betrifft, hätte dies selbständige Büchlein nicht bedurft. Erich Bockemühl

Die Geburt der Kultur aus dem Geiste der Kultur. Entwickelt an G. Hauptmanns Roman „Die Insel der Großen Mutter oder das Wunder von Isle des Dames". Von Kurt Sternberg. Berlin-Grunewald, Dr. W. Rothschild 1925. 92 S. 3, geb. 4.80 M.

Gerhart Hauptmanns Narr in Christo Emanuel Quint. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen religiösen Dichtung. Von Dr. Wilhelm Sulser. Bern, P. Haupt 1925. Erschienen in „Sprache und Dichtung. Forschungen zur Sprach- und Literaturwissenschaft" Heft 37.

Es ist beachtenswert, daß in letzter Zeit die religiöse Würdigung von Gerhart Hauptmann in den Vordergrund tritt*). Kurt Sternberg zeigt die religionsphilosophische Linie in Hauptmanns letztem großen Roman, den er als ein Epos der Menschheit würdigt. Die Frage nach der Kultur werde vom Dichter als religiöse Frage gestellt, sofern überhaupt jede Kultur aus dem Geiste der Religion erwachse. Am Anfang stehe der Mythos, aus dem durch Vermittlung der Religion Kultur hervorgehe, wie überhaupt Religion schon unbewußt zur Kultur hinziele. Mit Religion sei daher Kultur schicksalmäßig verbunden. Geburt — Blüte — Reife — Zersetzung einer Religion habe Aufstieg — Höhe — Verfall der Kultur zur Folge. Die Mukalindakultur auf der Insel der Großen Mutter wird so religionsphilosophisch als Typ einer jeden Kultur gefaßt. In scharfsinniger Analyse hat der Verfasser den Roman in seinen religionsphilosophischen und kulturphilosophischen Gedanken erfaßt. Die Untersuchung bietet eine religionsphilosophische Orientierung zur Frage nach dem Zusammenhang von Kultur und Religion, sie stellt zugleich einen feinsinnigen Kommentar zu Gerhart Hauptmanns Roman dar, den der Leser gern gebrauchen sollte, da die sinnliche Farbenschönheit des Romans und der reizvolle Inhalt der Erzählung leicht über die eigentlichen Geisteszusammenhänge hinwegführt. Man erstaunt, wenn man Kurt Sternberg gelesen hat, mit welcher religionsphilosophischen Kenntnis der Dichter seinen Stoff beherrscht; man wird aber auch fragen müssen, ob wirklich die philosophische Fragestellung, die den Philosophen Sternberg interessiert, in den künstlerischen Absichten des Werkes enthalten liegt. Aber so ist wohl das Schaffen des Genius überhaupt, daß sein Werk auch der schärfsten Analyse gegenüber standhält und durch sie an Verständnis gewinnt, auch wenn deren Perspektive nicht in der Gesamtkonzeption des Werkes lag.

Wilhelm Sulser bietet eine überwiegend philologische, form- und stilanalytische Untersuchung und bringt hier recht feine Beobachtungen. Es gelingt aber dem Verfasser nicht, von dieser formalen Seite aus den religiösen Absichten des Dichters nahe zu kommen. Das Bild des Heiligen, der für Sulser ein wirklicher Narr bleibt, wird nicht erschlossen; ganz verkannt blieb die große Vornehmheit des Heiligen, die unmittelbar in sein Mitleid ausströmt, die überlegene Resignation, in der er gegenüber der Verständnislosigkeit seiner Mitmenschen verbleibt, und vor allem die eigentliche Lebenstragik, daß er über den falschen Erwartungen, die sich seiner Botschaft hindernd in den Weg stellten, schließlich zum „Narren" werden mußte. Warum der Lehrer Krause vom Dichter so wichtig genommen sein sollte, wird nicht ersichtlich. Der sprachschöpferischen Kraft des Romans, die gerade darin sich äußert, daß die Sprache der Erzählung mit der Sprache der Bibel und dem Stimmunasgehalt der Botschaft zu einer Einheit verfließt, hätte der Verfasser von seinem formalen Gesichtspunkt aus mehr nachgehen sollen.

Erwin Langner

*) Der Vortrag, den Dr. Voigt vor unsern Freunden in Cöthen über Gustav Hauptmann gehalten hat, kann leider erst im neuen Jahr erscheinen. D H

Von Religion und Theologie

Jesus und die Friedensfrage. Von Paul Fischer. Untersuchungen über die Glaubens- und Lebensfragen für die Gebildeten aller Stände. Verlag des Evangelischen Volksbundes (Evangelischer Presseverband).

In diesem ausgezeichneten Heftchen will der Verfasser nur untersuchen, wie wir uns die Stellung Jesu zur Friedensfrage zu denken haben, also nicht die Stellung des „Christentums", der „Christenheit". Auch die Frage will er nicht lösen, wie weit uns die Worte, Taten und Schicksale Jesu in den Evangelien der Wirklichkeit entsprechend überliefert sind, sondern Jesus ist ihm hier gleichbedeutend mit dem, was die Evangelien berichten. Er beleuchtet nun diese Worte vortrefflich klar von allen Seiten und regt den Leser zum eigenen Nachdenken und Stellungnehmen an; wenn man auch gelegentlich zu ganz anderer Auffassung kommt, so ist ja auch des Verfassers eigene Meinung, daß diese Frage sich eben nicht völlig klären läßt und letzten Endes eine Gewissensfrage bleiben muß. Das Büchlein ist jedenfalls eine sehr lesens- und beachtenswerte Betrachtung der Friedensfrage.

Charlotte Friedrich

Konfessionskunde. Von Professor Hermann Mulert. Gießen, Adolf Töpelmann. Sammlung: Die Theologie im Abriß. Band 5. Erste Hälfte. 208 S. 3.50 M.

Es ist zweifellos sehr verdienstlich, den Studierenden und der gebildeten Laienwelt — für beide schreibt der Verfasser in ungemein lesbarem Stil — die tatsächlichen Kenntnisse zu vermitteln, auf denen eine solide Stellungnahme zu den Konfessionen sich aufbauen kann. Dazu eignet sich Mulert besonders durch sein ebenso intensives Interesse an dem kirchlich-institutionellen, praktisch-christlichen wie an dem dogmatischen Leben der Konfessionen. Er hat sich völlig befreit von der alten Einstellung der mit der Polemik verwandten Symbolik, die wesentlich die Lehrdifferenzen der christlichen Konfessionen darstellt an Hand der symbolischen Bücher; er geht konsequent von der Überzeugung aus, daß das eigentümliche Wesen der Kirchen und Sekten mindestens ebenso sehr in der Eigenart ihrer Verfassung, ihres individuellen und sozialen Ethos wie in ihrem Lehrinhalt sich auswirkt. Manchmal wünscht man der Charakteristik mehr systematische Präzision neben der sehr erfreulichen Lebensfarbe und Plastik der konkreten Ausführung. Die Kirchen- und religiöse Volkskunde wie die Religionsstatistik werden vorzüglich herangezogen, um ein wirkliches Anschauungsbild entstehen zu lassen von der morgenländischen und römisch-katholischen Kirche, das den Hauptinhalt dieser Hälfte neben der allgemein über die Aufgabe und die Quellen orientierenden, insbesondere die Bekenntnisschriften und Rechtsquellen charakterisierenden Einleitung ausmacht. Insbesondere spürt man den Ertrag kürzlicher Reisen nach Rumänien und nach Rom. Auch die Umgestaltung des russischen Kirchenwesens durch die Revolution wird vorsichtig und umsichtig berücksichtigt. Wir sehen der bald zu erwartenden Vollendung des Werkes, dessen zweite Hälfte den Anglikanismus und Protestantismus sehr summarisch der breiteren Vorführung des inneren Lebens der römischen Kirche folgen lassen wird, gespannt entgegen. Das Ganze ist genau für den Leserkreis der Christlichen Welt gedacht.

Otto Baumgarten

Christentum und Leben. Von Prof. D. E. Freiherr von der Goltz. Bd. 1 und 2: Aus der Geschichte der christlichen Kirche. Bd. 3: Kirchliche Gegenwartsfragen. Bd. 4: Frauenarbeit in der evangelischen Kirche. Bd. 5: Führende Persönlichkeiten im 19. Jahrhundert. Halle a. S., Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung 1926. 1. Bd. 102 S. 2, geb. 3 M.; 2. Bd. 215 S. 3.50, geb. 4.50 M.; 3. Bd. 132 S. 2, geb. 3 M.; 4. Bd. 115 S. 2, geb. 3 M.; 5. Bd. 160 S. 2.50, geb. 3.50 M.

Diese Sammlung von Zeitschriftenaufsätzen aus zum Teil weit zurückliegenden Jahren — einige ergänzende Abhandlungen sind neu dafür geschaffen worden — zu veranstalten, erscheint als ein Wagnis. Vielleicht nicht so sehr für den Verleger als für den Verfasser. Denn die fünf Bändchen enthalten doch gar Verschiedenartiges; neben solchem, was nur die Fachgenossen interessieren kann, apologetische und populäre Darstellungen; auch die politische Zeitgeschichte wird gestreift. Alles in Allem ein Beweis einer gewissen Vielseitigkeit, aber doch nicht ganz das Bild verwirklichend, das der Verfasser selbst als Ziel für die praktische Theologie als Universitätswissenschaft aufgestellt hat (vgl. Band 3, den zweiten Aufsatz). In den geschichtlichen Aufsätzen, die den meisten Raum einnehmen, finden sich neben wertvollen Einzeluntersuchungen auch solche mit einer eigentümlichen apologetischen Tendenz, die von dem Grundsatz ausgehen: Es ist alles schon einmal dagewesen (vgl. etwa den Aufsatz des 1. Bandes). Eine auch für den Laien anziehende Darstellung kirchengeschichtlicher Fragen, zu der sich auch durchaus ein praktischer Theologe berufen fühlen kann, die vielleicht sogar ein Bedürfnis der Gegenwart ist, ist nirgends angebahnt. Auf seinem eigensten Feld dürfte der Verfasser sein, wenn er, teilweise durch Quellen aus der Geschichte seiner eigenen Familie unterstützt; Bilder aus den verwickelten kirchenpolitischen Kämpfen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bringt. Er urteilt dabei wesentlich vom Standpunkt der unionistisch gerichteten Mittelparteien und ihrer Führer. Friedrich Niebergall

Das Problem des theologischen Denkens. Eine Einführung in die Fragen, Aufgaben und Methoden der gegenwärtigen Theologie. Von Prof. D. E. Pfennigsdorf. Leipzig/Erlangen, Deichert 1925. 354 S. 10.50, geb. 13 M.

Wir haben in diesem Werk die erste theologische Methodenlehre. Der Verfasser drückt selbst sein Erstaunen darüber aus, daß das theologische Denken nicht längst zum Gegenstand einer besonderen Monographie gemacht worden ist. Bedenkt man, wie dringend dieses Bedürfnis in der Tat ist und wie andere Wissenschaften längst an die prinzipielle Erörterung ihrer Arbeitsweise herangetreten sind, so nimmt diese Lücke in der Tat wunder. Wohl hat jede ausführlichere Dogmatik auch seither schon methodische Grundlegungen gegeben, aber der systematische Versuch, den gesamten Problemkreis einheitlich zu umfassen und zu bewältigen, liegt doch jetzt erst vor. Insofern hat Pfennigsdorfs Buch programmatische Bedeutung.

Man wird feststellen dürfen, daß das Ziel, welches sich der Verfasser steckte, erreicht worden ist. Das Buch vermittelt einen überzeugenden Eindruck von der heutigen Lage der Theologie als Wissenschaft. Es gibt kein in der gegenwärtigen Debatte aufgeworfenes Problem, das nicht berührt, beurteilt und an seiner Stelle einem höheren Ganzen eingeordnet wäre. Die immer lebendigen Fragen über das Verhältnis von Wissenschaft und Leben, Seinsgesetz und Wertgesetz, Vernunft- und Glaubenswahrheit werden durchgreifend erörtert. Besonders ausgiebig gestaltet sich in methodischer Hinsicht die Auseinandersetzung der Theologie mit den Einzelwissenschaften, von denen insbesondere Psychologie, Geschichte und Soziologie genannt seien. Dabei berücksichtigt der Verfasser die verschiedenen heute wirksamen Strömungen innerhalb der Theologie selbst und sucht sie sowohl mit dem Maßstab der reinen Wissenschaft wie dem seiner eigenen theologischen Grundüberzeugung zu messen. Es ist erstaunlich, mit welcher Formkraft das gewaltige Stoffgebiet durchdrungen und einem beherrschenden Leitgedanken unterworfen worden ist.

Eine Arbeit wie die vorliegende hat es naturgemäß in der Hauptsache mit dem Zentralproblem „Glaube und Wissen" zu tun. Die Stellungnahme in dieser Kernfrage ist entscheidend für das Ganze und wirkt auf alle Einzelerörterungen zurück. Pfennigsdorf geht folgendermaßen vor. Er sucht zunächst zu sondern. „Der durch die göttliche Offenbarung geweckte Glaube ist eine selbständige Erkenntnisquelle, die als solche von der Theologie anzuerkennen und auszuwerten ist und auf keinen Fall durch rationale Spekulation verdeckt werden darf" (6). Aber bei der analytischen Aufzeigung der Unterschiede bleibt es nicht. Vielmehr wird eine höhere Synthese von Glaubens- und Vernunftwissen erstrebt. Beide Erkenntnisformen gehen schließlich auf eine gemeinsame Wurzel zurück. Es gibt nur eine Wahrheit. Die religiösen Einsichten müssen sich doch vor der Vernunft als begründet ausweisen: „Auch wo man die Autorität der Kirche oder der Schrift als den Rechtsgrund der theologischen Aussagen betrachtet, ist man doch genötigt, eben diesen Rechtsgrund wieder mit allgemeinen, dem sittlich aufrichtigen Menschen einleuchtenden Gründen zu erhärten, das heißt jene metaphysische Vernunft als die eigentliche und letzte Instanz des theologischen Denkens anzuerkennen" (6). Als ideale Synthese erscheint Pfennigsdorf eine Geisteshaltung, die innerlich weit genug ist, um gleichzeitig die tiefste Glaubenswahrheit wie Vernunfterkenntnis in sich zu fassen.

An diesem Punkt kann nun die Kritik ansetzen und wird dies zweifellos auch tun. Es fragt sich eben, ob die Einheit von Vernunft- und Glaubenswissen so einfach zu erreichen ist, wie dies Pfennigsdorf vorschwebt, der im Normgesetz der christlichen Religion die Erfüllung aller menschlichen Wertgesetzlichkeit überhaupt sieht. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, in eine kritische Erörterung dieser schmerzhaft-aktuellen Probleme einzutreten. Es muß genügen, den Standort des Verfassers aufzuzeigen: er befindet sich in der Mitte zwischen der Barthschen Schule einerseits, die in ihrem radikalen Dualismus wesentlich die Spannung zwischen Glauben und Wissen betont, und dem idealistischen Monismus andererseits, für den die religiösen Werte der Kultur selbst immanent sind. Pfennigsdorf sucht einen Ort oberhalb beider Einseitigkeiten einzunehmen. Es ist kein Zweifel, daß damit eine höchst fruchtbare Synthese erstrebt wird. Aber es fragt sich, ob wir uns ihr nicht auf einem unendlichen Wege nähern.

Der Appell Pfennigsdorfs an die Vernunft hängt, wie ohne weiteres ersichtlich, mit seinem starken apologetischen Interesse zusammen. Ohne die Notwendigkeit einer großzügigen Auseinandersetzung mit dem allgemeinen Kulturleben leugnen zu wollen, wird man doch fragen dürfen, ob innerhalb einer theologischen Wissenschaftslehre der Apologetik eine derartig fundamentale Bedeutung zuzumessen ist, wie dies bei Pfennigsdorf geschieht. Für ihn verhalten sich Dogmatik und Apologetik etwa so zueinander, wie die beiden gleichwertigen Brennpunkte einer Ellipse. Bei dieser Anordnung kann es nicht fehlen, daß der Apologetik Aufgaben zugewiesen werden, die unseres Erachtens in die systematische Grundlegung selbst hineingehören. Warum wird zum Beispiel die Psychologie im ersten dogmatischen Teil, die Erkenntniskritik dagegen im zweiten apologetischen behandelt?

Alles in Allem haben wir es mit einem bedeutsamen und zukunftsträchtigen Werk zu tun, das nicht nur eine ausgezeichnete Übersicht über ein weitverzweigtes Stoffgebiet gibt, sondern auch, vielleicht gerade wegen seiner maßvollen, aber entschiedenen Haltung, zu allseitiger Auseinandersetzung anregt. Wer sich über die methodischen Grundfragen der heutigen theologischen Arbeit unterrichten will, findet — ganz abgesehen von jeder theologischen Parteistellung — in Pfennigsdorf einen sachkundigen und überlegenen Führer. Heinrich Adolph

Wo ist Gott? Ein Wort zur religiösen und theologischen Krisis der Gegenwart. Von Hermann Kutter. Basel, Kober C. F. Spittlers Nachfolger 1926. 92 S. 2.80 M.

In diesem kleinen, aber von großer ernster Leidenschaft durchglühten Buch versucht Kutter Antwort zu geben auf die brennende Frage, die heute wieder die Herzen bedrängt, „Wo ist Gott"? Warum haben unsere Kirchen, sowohl die katholische als auch die evangelische, heute keine Antwort für die Menschen? In dieser Tatsache sieht Kutter alle unsere Not, die heillose Verwirrung unserer Zeit, die Leere unserer so gehetzten Existenz.

In klarer, überzeugender Weise zeigt er, wie immer wieder die Frage nach der eigenen Seligkeit sich vordrängt und darüber vergessen wird, was Jesus gelehrt und gelebt hat, nur nach Gottes Willen zu fragen, nur ihm zu dienen. Die eigene Seligkeit ist die natürliche Folge, nach ihr darf und braucht nicht gefragt zu werden. Der Subjektivismus ist es, der blind macht gegen die Erkenntnis Gottes. Unsere „anthropozentrische" Religion muß wieder zur theozentrischen werden.

Das gewaltige Erleben der letzten Jahre hat den Menschen wieder die Augen geöffnet für die ganze Verkehrtheit unseres Lebens. Von Gott muß die Hilfe kommen, wir können es nicht hervorzaubern aus unserem Geist, aber deswegen sind wir doch nicht entschuldigt; wie der Landmann auch nicht sein Korn wachsen lassen kann, aber ebensowenig müßig die Hände in den Schoß legen darf, so müssen auch wir ringen und suchen. Das Evangelium muß neu gepredigt werden. Immer wieder muß es in die sündige Welt hineingerufen werden. Gott hat sich mit euch versöhnet, noch ehe ihr es begehrt habet. Ihr seid von seiner Liebe umgeben, lasset euch versöhnen mit Gott. Nicht zuerst Bekehrung, Buße, Glaube, Wiedergeburt und dann erst Gewißheit Gottes, das ist anthropozentrisches Christentum, sondern zuerst und grundlegend die Gewißheit, daß Gott der sündigen Menschheit vergibt, damit sie sein Eigen sein kann. Die anthropozentrische Religion spricht von einem vermittelnden Heilsprozeß, die theozentrische spricht zuerst und unmittelbar von Gott. Nur durch das theozentrische Verhalten wird der Mensch frei zum Dienst Gottes. Wir müssen zu Gott im Arbeitsverhältnis stehen, nicht uns ergehen in Betrachtungen über Gott. Gott ist immer der Lebendige, und darum sind auch seine Gebote lebendigmachend, einfach und klar und leicht zu verstehen.

Es ist schwer, aus diesem Buche etwas herauszuheben, weil man jede Seite anführen möchte, weil alles voll überzeugender Wahrheit ist. Es läßt einen nicht los und man möchte es Jedem in die Hand geben, dem es ernst ist um diese Frage.

Charlotte Friedrich

Wege der Lebensgestaltung. Von Ferdinand Weinhandl. Leopold Klotz Verlag, Gotha 1924. 62 S. 1 M.

„Ach!" denkt man nach der Lektüre dieser frisch zugreifenden, kleinen Schrift, „wenn es so einfach ist, Leben zu gestalten, so ist es erstaunlich, daß man nicht mehr ‚lebengestaltenden' Menschen begegnet!" Und in der Tat: wäre die Basis, von der der Verfasser ausgeht, wirklich die letztvorhandene, und wäre unser der Gestaltung zugeneigter Wille die letzte Instanz, so wäre sein Programm beinah dem Ei des Kolumbus gleich zur Schaffung eines glücklichen Menschengeschlechts. Nein; die Wurzeln aller Lebensgestaltung liegen in ganz anderen Tiefen, als der Verfasser sie aufdeckt, und ganz andere, schwerer zu fassende Hintergründe wirken auf unser Sein, als diese kleine Schrift sie zu kennen scheint.

Und dennoch: versuchen wir, vorbehaltlich dieser Einwendungen, uns auf die Basis des Verfassers zu stellen, so entsteht vor unseren Augen ein so klar gezeichnetes, festgefügtes Bild, daß man seine Freude hat und nicht nur Anregung, sondern auch Nutzen vom Studium der Schrift mit heimbringt.

Als erstes Postulat der Lebensgestaltung fordert Weinhandl den ernsten und festen Willen, an sich zu arbeiten, als zweites die Beharrlichkeit dieses Willens — die Mahnung zur Beharrlichkeit geht als Leitmotiv durch seine ganzen Ausführungen; das dritte im Bunde der Postulate ist die „Vertiefung in hochwertige Lebenserscheinungen". Und der Weg zur Verwirklichung — auf diesen kommt es ihm zuerst und vor allem an — ist nicht ein Theoretisieren über Willensfreiheit und -unfreiheit, sondern ganz einfach die Erfahrung, wie aus einem Nebeneinander von Einzelregungen, Stimmungen, Launen durch das Eingreifen des lebensgestaltenden Willens ein einheitlich-planvolles Ganzes entsteht, geordnet und die Teile untereinander bindend; wie die Kraft entsteht zur Vollerfassung des jeweiligen Augenblicks, der auch der Zukunft dient, ohne den Blick abzulenken von der Gegenwart. In dieser Ablenkung erblickt Weinhandl ein Haupthindernis für die Lebensgestaltung und ein starkförderndes Moment in der bewußten Beschränkung auf einige ausgewählte und der Art der Seele entsprechende Werte, dienlich zur Konzen-

tration der Kräfte; er warnt ernstlich und eingehend vor einer Über-Analyse, die zur krampfhaften Belauerung des Ichs durch das Ich führt.

Weinhandl geht weiterhin ein auf die Theorie des Wertes und stellt die Erfahrung eines Wertes unter das Goethewort: „Eine tätige Skepsis ist die, welche unabläßig bemüht ist, sich selbst zu überwinden und durch geregelte Erfahrung zu einer Art bedingter Zuverlässigkeit zu gelangen." Er spricht eingehend von Wegen und Methoden und gliedert den Bau seiner Ausführung in zwei Hauptpfeiler: „Selbstklärung und Verwirklichung." Selbstklärung steht unter dem Leitwort: Versuche deine Pflicht zu tun und du weißt, was an dir ist" und: leben- und selbstgestalterische Kontrolle besteht nicht in Selbstbeobachtung, sondern im maßstabbewußten Handeln: Er gibt Winke rein praktischer Natur, wie Arbeits- und Stundeneinteilung — der Rat, gewisse Sätze trostbringenden Inhalts mechanisch so und so oft laut herzusagen, mutet fast kindlich an — empfiehlt aber vor allem die Verwirklichung „hochwertiger Zustände". (Die Frage, ob der menschliche Wille zur Herbeiführung solcher Zustände ausreicht, steht zur Diskussion!

Als solcher Zustand gilt ihm vor allem ein von Angst irgendwelcher Art befreiter; und in der Aufdeckung der Angsterreger und ihrer Hinüberführung in die „Verharmlosigung" sieht er ein wesentliches Mittel zur Lebensgestaltung, desgleichen in der steten gesammelten Vergegenwärtigung des zu Verwirklichenden, und sei es selbst auf dem mechanischen Weg der akustischen Wiederholung.

Im sehr angehenden letzten Kapitel geht Verfasser ein auf mystisch-religiöse und -nichtreligiöse Kontemplation, als Weg zur Lebensgestaltung und mahnt so am Anfang wie Schluß zur Beharrlichkeit als der gestaltungsnotwendigsten Kraft.

Die Schrift ist getragen von schönem und edlen Optimismus. Die grundlegende Frage läßt sich freilich nicht unterdrücken: Ist Lebensgestaltung im höheren Sinn durch die Zucht unseres Willens allein erreichbar, ist sie überhaupt Selbstzweck, oder gestalten wir Leben um der Zwecke und Ziele eines Höheren willen?

Sophie Seggel

Von Unterwegs. Tagebuchblätter des verlorenen Sohnes. Von Gregor Gog. Stuttgart-Kannstatt, A. Dußler. 2 M.

A. Faut urteilt in seinem sonst trefflichen Buch: Romantik oder Reformation? von den „Christrevolutionären", daß sie wegen ihrer „wesentlich negativen Einstellung" kaum eine Bedeutung haben. Ich habe dieses Urteil sofort als ungerecht empfunden. Es trifft zu auf die lange Zeit einzige größere Schrift aus jenem Kreis, auf K. Fiedlers Buch: Der Anbruch des Nihilismus. Aber alles Neue tritt zunächst negativ auf. Daß es sich jedoch hierum um positiv Neues handelt, das zeigt schon der Untertitel des zur Besprechung stehenden Buches. Es handelt sich um die Heimkehr des verlorenen Sohnes; sie ist im vollen Ernst gemeint. Der ehrliche Zweifel führt, wenn zu Ende gedacht und gegangen, zu dem „Namenlosen", dem allein Wirklichen zurück. Erscheint er anfangs als ein Alles fressendes Feuer, so wandelt er sich gleich der aufgehenden Sonne (beim Mond ist es noch krasser) in ein stilles stetig sich gleichbleibendes, wärmendes Feuer und ein liebevoll leuchtendes, klares und helles Licht.

Eines ist freilich nötig: jenes Feuer dort, das zunächst alles verzehrt, darf nicht bloß unser eigenes inneres Feuer sein. Hier ist die Mystik mit ihrer Lehre vom Fünklein nicht voll zur Klarheit gekommen. Sonst bleibt wirklich nichts übrig. Es muß heiliges Feuer von oben sein, gleich der Sonne, das den Menschen entzündet. In jenem Feuer frißt er sich selbst, in diesem verbrennt er nicht, gleich dem feurigen Busch, der nicht verbrannte. Es wird ihm alles neugeschenkt. Es ist wahr: salus mea extra me. Der suchende Zweifel läßt sich jenes Licht gefallen, weil er selber darin sehend wird.

Diese Wahrheit erscheint in dem vorliegenden Büchlein als Ertrag einer Lebenswanderung, als Frucht einer Reihe von Erlebnissen, literarischen, politischen, religiösen seit der Kindheit, Lebenserfahrungen auf der Auswanderung nach Brasilien, aus echter und falscher Freundschaft, echter und falscher Geschlechtsliebe, aus Erkenntnis und Enttäuschung. Der Idealismus wird als jugendliche Täuschung überwunden, ja als „Geschwätz". Der Mensch ist nicht bloß Auge; er ist nicht selber Sonne. Der Papst, Judas Ischariot, brasilianische Heilige und Priester helfen mit oder schrecken ab. Das Tagebuch ist, was es sein soll, der getreue Seelenspiegel des Erdenwanderers. Noch ist das Buch erst ein Anfang, aber schon eine voll entwickelte Blüte. Die wachsende Klarheit verspricht eine reife Frucht. Was bleibt vom „Revolutionären"? Die ätzende Schärfe, die jeder falschen Kirchlichkeit und philisterhaften Scheinheiligkeit wehrt. Reinhold Planck

Von Mission und Geschichte

Mitteilungen aus Lambarene. Von Albert Schweitzer. Zweites Heft: Herbst 1924 bis Herbst 1925. Straßburg 1926 (Bezug durch die C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung in München). 2 Tafeln. 73 S. 2 M.

Unsere äußeren Beziehungen zu Afrika sind zwar unterbunden, aber Berichte über die dortigen Zustände werden immer noch großer Anteilnahme begegnen. Die neueste Veröffentlichung Dr. Albert Schweitzers enthält Schilderungen aus seiner dornenvollen, selbstlosen Arbeit im Aquatorialgebiet, aus dem Kampf wider Seuchen und Auswirkungen der Hungersnot und des wirtschaftlichen Elends — Einzelheiten hervorzuheben ist schwer bei der Fülle der berichteten Tatsachen, ist aber wohl auch kaum erforderlich, da den Lesern schon des öfteren Berichte des Verfassers vorgelegen haben. Walther Engelhardt

Morgenröte in Japan. Von D. Emil Schiller, Superintendent in Kyoto (Japan). Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein (Ostasien-Mission). Ohne Jahr. 51 S. 50 Pfg.

Das mit guten Bildern aus der Missionsarbeit und einer Aufnahme des schönen Tempeltores von Miajima im Stillen Ozean geschmückte, warmen Herzens und zugleich sachlich geschriebene Büchlein bietet eine Fülle Wissenswertes aus dem religiösen Leben und Suchen der jüngsten Großmacht, die, unter den Völkern des Ostens, christlicher Denkweise und Gesinnung wohl am nächsten steht. Man schätzt die japanische Christenheit heute auf 350 000 Seelen, ohne die Christen in Korea und Formosa, mit denen sie etwa 700 000 zählen würde, die dem gebildeten Mittelstande angehören, also den Kreisen, die in jedem Volke die sittlich Gesundesten und die Träger fortschrittlicher Ideale sind: Schüler, Studenten, Lehrer, Professoren, Ärzte, Rechtsanwälte, Redakteure, Beamte, Politiker. In den sozialen Nöten des haltsuchenden japanischen Volkes, seiner Unsicherheit in sittlichen Fragen und den unvermeidlichen Konflikten zwischen alten Traditionen und modernem Kulturleben hält es die Mission mit Recht für ihre gottgewollte Pflicht, ihm die Hilfe des Christusglaubens zu bringen; kein westliches Christentum, sondern einen östlichen, japanischen Volks-Christenglauben, der sich organisch entwickelt.

Erstaunlich viel ist schon erreicht: Sonntagsschulen, Kindergärten, Gottesdienste und Bibelstunden, Jugendvereine, Gemeindeabende, Vortragskurse und Abendklassen für Jung und Alt, spinnen ein feines, wenn auch noch weitmaschiges Netz über den Osten und Westen Mitteljapans, mit denkbar größter Schonung japanischer Eigenart. Allerlei literarische Veröffentlichungen erscheinen, und auch eine deutsche theologische Monatsschrift, „Shinri", das heißt „Wahrheit", — (eine Fortsetzung der seit 1890 in japanischer Sprache erschienenen „Shinri") — herausgegeben seit März 1900 vom Pfarrer Dr. Hans Haas; sie hat einen großen Leserkreis und verschiedene japanische Mitarbeiter und bietet auch Lesern in der deutschen Heimat vielerlei Anregung. Aber zu viel kostbares Material ist durch den Wahnsinn des Weltkrieges und seine Folgen niedergerissen und zerstört; die vorhandenen kargen Geldmittel sind ungenügend, um es wieder aufzubauen, und Hilfsgaben dringend notwendig und erwünscht. Adressen im Umschlag des Büchleins zeigen, wohin Gaben zu senden sind. P Baltzer

Ostasienjahrbuch Nr. 5. Jahresbericht des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins (Ostasienmission). Berlin, Verlag des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins 1926. 109 S. 1.50 M.

Ein guter Bekannter bietet hier den Freunden der Ostasienmission wieder seine bewährten Dienste an. Es ist schwer genug, aus der Ferne sich ein zutreffendes Bild von den verwickelten Verhältnissen in Ostasien zu machen und die verschiedenen Bewegungen des dortigen öffentlichen Lebens in ihrer Tragweite richtig zu beurteilen. Die zusammenfassenden Berichte sachkundiger Federn, die das Jahrbuch in sich vereinigt, können dem Leser als zuverlässiger Führer zu einem bessern Verständnis jener fremden Welt und ihrer krisenreichen Entwicklung in der Gegenwart dienen. Daß die schnell fortschreitende Entwicklung Ostasiens krisenreich ist, zeigt sich allenthalben, in der Politik und im sozialen Leben ebenso wie auf geistigem und religösem Gebiet, auch in den Anfängen der dortigen Kirchengeschichte, die sich in der Gegenwart vollziehen. Die Fülle der Erscheinungen auf diesen Gebieten mit ihren Verwicklungen und innern Triebkräften richtig zu deuten, muß besonders demjenigen am Herzen liegen, der jenen Ländern ein inneres Interesse entgegenbringt und an ihrer geistigen und religiösen Gesundung mit Hilfe christlicher Kräfte mitarbeiten will. Darum sollte das Ostasienjahrbuch jedem Freunde der Ostasienmission ein unentbehrliches Hilfsmittel sein. Das diesjährige Heft bringt besonders lehrreiche Überblicke über die neueste Entwicklung der nationalen Bewegung in China und über die teilweise mit ihr zusammenhängenden Probleme des innern Aufbaues einer in ihrem heimischen Boden festwurzelnden chinesischen Christenheit, Fragen, die von großer grundsätzlicher Bedeutung für die Mission überhaupt sind (z. B. allein das wichtige, von Witte in vortrefflichen Ausführungen angefaßte Problem, welche bleibende Stellung Konfuzius und die klassische Literatur im chinesischen Christentum behalten müssen). Adolf Heermann

China und die christliche Mission in Geschichte und Gegenwart. Von Lic. Dr. Wilhelm Oehler. Stuttgart, Evangelischer Missionsverlag, für die Schweiz Basler Missionsbuchhandlung in Basel 1925. 282 S., mit einer Karte des Basler Missionsgebietes in China. Geb. 4 M.

Der Tübinger Dozent für Missionswissenschaft und frühere Basler Chinamissionar bereichert durch seine vorliegende Darstellung der chinesischen Missionsgeschichte die deutsche Missionsliteratur um ein Werk, das tatsächlich eine Lücke ausfüllt, da es in deutscher

Sprache bisher keine entsprechende Bearbeitung dieses wichtigen Gegenstandes gab. Das Buch könnte, da es seinen wissenschaftlichen Charakter nirgends im Dienste volkstümlicher oder erbaulicher Tendenzen verleugnet, als Lehrbuch für Studenten gelten, wenn es zu diesem Zwecke nicht schon zu eingehend wäre. Es soll aber allen Gebildeten empfohlen sein, die sich eine solide, wissenschaftlich haltbare, zusammenhängende Missionskenntnis erwerben wollen. Allerdings ist die Darstellung nicht ganz gleichmäßig. Während manche Abschnitte sehr kurz erledigt werden, sind andere, z. B. die mit dem Namen Gützlaff verknüpften Anfänge der deutschen Missionen in Südchina, mit vielen, auch unwichtigen Einzelheiten ausgestattet und könnten eine straffere Zusammenfassung vertragen. Im ganzen aber kann man die Art der Stoffbehandlung loben. Daß die Arbeit der deutschen Missionen stärker hervortritt, ist verständlich. Das besondere Interesse des Verfassers an der Basler Mission hat sich in einem Anhang über ihre spezielle Geschichte auswirken können, aus dem man wieder einmal den Eindruck einer gründlichen und sorgfältigen Arbeit dieser in vieler Hinsicht vorbildlichen Gesellschaft empfängt. Aber diese besonderen Interessen engen doch den Blick nicht ein und lassen genügend Raum für die mannigfaltigen Erscheinungen der an tragischen Momenten reichen chinesischen Missionsgeschichte. Von den alten Nestorianern an bis in die allerjüngste Gegenwart mit ihrem bedenklichen Überwiegen der angelsächsischen Kulturmission ziehen sie an uns vorüber und empfangen ihren klar gekennzeichneten Platz im Gesamtbilde. Hervorgehoben sei die wertvolle Darstellung der Taipingbewegung, die wohl eins der tragischsten Kapitel der chinesischen Missionsgeschichte bildet. Hier konnte Oehler neue Gesichtspunkte zu einer richtigeren Einschätzung geltend machen und sich dabei auf eigene Vorarbeiten stützen (Die Taiping-Bewegung, Geschichte eines chinesisch-christlichen Gottesreiches, Gütersloh 1923). Auch sonst beweist Oehler ein gutes Urteil in der Einschätzung etwa der China-Inlandmission oder der modernen Auseinandersetzung Chinas mit der abendländischen Kultur oder in der Bewertung der hervorragenden Bedeutung Ernst Fabers für die gesamte chinesische Mission, die wiederholt gebührend gewürdigt wird. Dasselbe gilt von den einleitenden Kapiteln, die eine breite Basis für die folgende geschichtliche Darstellung schaffen sollen. Sie geben dem Leser ein ausgezeichnetes Bild von dem Lande und seinen Bewohnern, ihrer Geistes-, Kultur- und Religionsgeschichte. Man merkt es diesen Ausführungen an, daß der Verfasser sich gründlich in den Stoff vertieft hat und ihn gleichzeitig mit eigenen treffenden Beobachtungen zu würzen versteht. Hier sei besonders seine wohlwollende Beurteilung des chinesischen Buddhismus hervorgehoben, in dem er echte religiöse Kräfte wirksam sieht und von dem er die fruchtbarsten Beziehungen zur christlichen Mission erwartet. Vielleicht ist das chinesische Missionsgebiet gegenwärtig das bedeutsamste überhaupt und seine Entwicklung von den weittragendsten Folgen nicht nur für die Geschichte des Christentums, sondern für die Geschichte des menschlichen Geisteslebens und der menschlichen Kultur. Um so wertvoller ist es, einen Führer zu diesem Missionsgebiete erhalten zu haben, der in so lichtvoller Weise uns mit seiner Vergangenheit und Gegenwart bekannt zu machen versteht.

Adolf Heermann

Die bleibende Missionsaufgabe des evangelischen Deutschland. Von D. A. W. Schreiber. Flugschriften der deutschen evangelischen Missionshilfe, Heft 12. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann 1925. 31 S. 30 Pfg.

In einer Zeit, da die deutschen Missionen allmählich wieder in ihre alten, durch den Krieg unterbrochenen Arbeiten eintreten dürfen, bietet Schreiber in seinem vor den Missionskonferenzen in Königsberg und Essen 1924 gehaltenen Vortrag freilich nicht gerade eine tiefgrabende Behandlung der in dem Thema steckenden Probleme, wohl aber eine praktisch-apologetische Auseinandersetzung mit den gewöhnlichen Einwänden, die einer Beteiligung Deutschlands an der Weltmission in seiner gegenwärtigen wirtschaftlichen und politischen Lage entgegengehalten werden, zugleich eine wohlbegründete Ermutigung zu einer solchen, gerade jetzt besonders nötigen Mitarbeit an der gemeinsamen Aufgabe der Christenheit. Als Werbeschrift in Kreisen, die im Blick auf unsere jetzige Lage einer Betätigung der deutschen Christenheit auf dem Missionsfelde zurückhaltend oder ablehnend gegenüberstehen, dürfte das Heft recht brauchbar sein.

Adolf Heermann

Die religiöse Erweckung in Württemberg am Anfang des 19. Jahrhunderts. Von Karl Müller. Tübingen, J. C. B. Mohr 1925. 52 S. 1.80 M.

An des sachkundigen Meisters Hand ist wie die große Weltwanderung so der bescheidene Spaziergang genußreich und gewinnbringend. Müller zeigt uns den Ausgang der württembergischen Erweckung aus der von Anfang an weltweiten Brüdergemeine und stellt sie hinein in die großen Zusammenhänge der deutschen Kirchengeschichte. Die feinen, lebensvollen Bilder, in denen er uns die im guten wie im minder guten Sinn beschränkten Verhältnisse der kleinen württembergischen Landeskirche schildert, lassen uns etwas davon verspüren, wie echte Frömmigkeit überall, und auf dem Boden des schwäbischen Stammescharakters insbesondere, die Eigenart und die Mannigfaltigkeit der Gaben und Kräfte nicht ertötet, sondern weckt und fördert. Bestärkt werden wir in der Gewißheit, die sich uns immer wieder aufdrängt, daß der schroffe Gegensatz der Richtungen oder Parteien, so wie er uns anderswo, namentlich in Preußen, begegnet, daß die verhängnisvolle Bindung der Kirche an die Kreise der Hochkonservativen in der evangelischen Kirche Württembergs niemals vorhanden war. — Dankbar werden viele Leser auch die im Anhang beigefügte Erzählung von einem Besuch Schleiermachers in Tübingen im Oktober 1830 aufnehmen.

Paul Fischer

Baltische Lebenserinnerungen. Gesammelt und herausgegeben von Alexander Eggers. Heilbronn, Eugen Salzer 1926. 348 S. 5, geb. 7 und 7.60 M.

Das Dichtergrab auf Ösel. Ein Buch für Freunde und Verehrer von Walter Flex. Von R. Kaulitz-Niedeck. Ebenda 1926. 87 S. 1 M.

Gotterleben in Gefängnissen. Kurland unter der Bolschewisten-Herrschaft 1919. Von Rudolf Gurland. Leipzig, Sächsische Verlagsgesellschaft 1926. 46 S. 1 M.

Diese drei Bücher spielen auf baltischem Boden. Das erste umfangreiche bringt sehr fesselnde Bilder aus einem Zeitraum, der sich über ein Jahrhundert erstreckt. Das alte Reval taucht vor uns auf, wie es am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts gewesen. Alte deutsche Bürgerhäuser von echtem Schrot und Korn. Sehr anziehende und lebendige kulturgeschichtliche Schilderungen. Riga aus den dreißiger Jahren, als Karl v. Holtei Theaterdirektor war, und aus den siebziger in der Erinnerung des baltischen Dichters Th. H. Pantenius. Ganz besonders tritt das alte Dorpat hervor mit seiner deutschen Universität und dem angeregten akademischen, geselligen und musikalischen Leben durch die Schilderungen der drei Professoren-Brüder v. Oettingen, L. v. Schroeders und Helene Hoerschelmanns. Auch die Zerstörung dieses deutsch-akademischen Lebens durch die Russifizierung kann man kennen lernen. Bis in den Anfang des Weltkrieges führt das Buch, dessen Inhalt so reich ist, daß hier nur einiges daraus angedeutet werden konnte. Es vermittelt in seiner Gesamtheit eine Vorstellung von Wesen und Wert deutsch-baltischen Lebens zu den verschiedenen Zeiten. Es zeigt, wie das echt Deutsche doch seine besondere Prägung erfahren hat, und bietet eine besonders glückliche Gelegenheit, dies edle Stück „Auslanddeutschtum" kennen zu lernen, weil die Auswahl so gut getroffen ist. Es liest sich leicht, und der Eindruck ist doch nachhaltig. Kein Balte sollte es ungelesen lassen, hoffentlich lesens aber auch viele Nichtbalten. Erwähnt sei noch, daß dem Leser die bekannten Dorpater Theologen Alexander von Oettingen und W. Volck näher treten.

Das zweite Buch führt nach Ösel, wo Walter Flex 1917 fiel. Es bringt einen Feldpostbrief des Dichters, den er aus Frankreich geschrieben, aus dem sein Naturgefühl, seine echte Frömmigkeit hervorleuchten. Dann folgt eine Schilderung von Peude, wo Flex fiel und begraben ist. Von den Umständen seines Todes, seiner Bestattung wird erzählt und von der Liebe, die er auch bei den Deutschbalten Ösels gefunden hat. Die zahlreichen Freunde des edlen, tief frommen Dichters werden gewiß gern nach diesem Gedenkbüchlein greifen, das in seinen Schilderungen hie und da an den Dichter selbst erinnert. Schade ist, daß die Verf. sich über die Bevölkerung Ösels gelegentlich ganz unklar ausdrückt. Wenn sie davon redet, daß Thüringer Wandervögel, die nach Ösel gekommen sind, „Vorbilder der estnischen Jugend" geworden sind, die sich ebenfalls an Flexens Dichtungen und seiner Freundschaft mit Wurche freue (S. 52), so ist natürlich nicht die estnische, sondern die deutsch-baltische Jugend Estlands gemeint. Die jungen Esten werden Flex nicht lesen. Solche Fehler, wie sie früher häufig waren, sollten doch endlich ganz verschwinden. Die Verfasserin, die selbst bei Flexens Grabe auf Ösel gewesen, kennt den Unterschied ja auch genau, aber ihr Ausdruck führt irre.

Das dritte Büchlein hat für die Leser der CW ein ganz besonderes Interesse. Sind es doch nicht bloß die Schrecken der Bolschewistenherrschaft, welche bekannt zu machen schon an sich ein Verdienst ist, sondern die Art und Weise, wie baltische Christen sie getragen haben, was an diesem Buche fesselt. Der kurländische Pastor R. Gurland, jetzt durch seine zahlreichen Vorträge im Dienste des Gustav Adolf-Vereins in Deutschland bekannt, schildert schlicht seine und seiner Mitgefangenen grauenhafte Erlebnisse unter den Bolschewisten. Die bloßen Tatsachen, alle Details sind lehrreich. Die angestrichenen Stellen im Neuen Testament sind sein Tagebuch gewesen, ein anderes hätte er nicht führen können. Was er und viele andere erlebt, wie sies getragen und wie sie schließlich, nachdem das Todesurteil beständig über ihnen geschwebt, durch die wackere Baltische Landeswehr aus den schrecklichen Krallen befreit worden sind, soll hier natürlich nicht ausgeführt werden. Das muß man eben lesen, und wer das Buch vornimmt, wirds auch nicht ungelesen wieder fortlegen. Möge doch durch solche Bücher wie dieses und das von Pastor D. Schabert („Baltisches Märtyrerbuch") die Bolschewistenherrschaft im Baltikum bekannt werden und es den Leuten aufgehen, was überhaupt vom Bolschewismus zu erwarten ist. Wenn er auch nicht überall so auftritt wie in den baltischen Ländern 1918/19, so ist er doch überall eine Macht, die in der Todfeindschaft gegen Autorität, Religiosität und christliche Sittlichkeit zu so entsetzlichen Zuständen führt, wie sie eben in Rußland herrschen. Mögen Gurlands und Schaberts Bücher die weiteste Verbreitung finden.

Erich v. Schrenck

Das Elsässische Problem. Von Georges Wolf. Straßburg, Selbstverlag 1926. Für Deutschland: Fernau, Leipzig, Talstr. 15. 136 S. 2.50 M. (Eine französische Ausgabe ist in Vorbereitung.)

Immer höher gehen im Elsaß die Wogen der politischen Erregung. Vergleicht man die jetzt herrschende Stimmung mit der von Ende 1918, wo unter dem zermürbenden Eindruck der Kriegsentbehrungen und der deutschen Militärherrschaft die Franzosen von der Mehrzahl der Elsässer (durchaus nicht von allen) als die Befreier von politischer Knechtung und äußerer Not begeistert begrüßt wurden, so ist, wieder bei der Mehrzahl, ein Stimmungsumschwung ins Gegenteil zu bemerken: der Elsässer echter alter Art, sofern er nicht, wie die meisten Glieder der höheren Bourgeoisie, längst französisiert ist, fühlt sich heute viel unfreier als in deutscher Zeit, die Unzufriedenheit ist viel allgemeiner als einst, und der Haß gegen die „Welschen" ist viel tiefergehend als einst die Abneigung den „Schwoben" gegenüber. Wenn wir heute rückschauend neben vielen Lichtseiten der deutschen Zeit — niemals ist das Land so musterhaft verwaltet worden — auch die politischen Fehler der deutschen Regierung klarer erkennen, so kann der Umstand für mildernde Umstände in deren Beurteilung plädieren, daß die Franzosen in ihrem Siegesrausch und ihrer Unkenntnis der Volkspsyche diese Fehler in doppelter und dreifacher Potenz wiederholt haben. Eine günstigere Lage ließ sich für Frankreich nicht denken, als die, die es 1918 antraf; es hat es fertig gebracht, sie binnen sieben Jahren völlig ins Gegenteil zu wandeln.

Von dem Axiom ausgehend, daß die deutsche Zeit einfach als nicht vorhanden in der Versenkung zu verschwinden habe, daß der Faden also dort wieder angeknüpft werden müsse, wo er 1870 abgerissen war, daß das Elsaß selbstverständlich sofort und völlig in den französischen Nationalstaat eingeschmolzen werden müsse, hat Frankreich die meisten modernen und bewährten Einrichtungen der deutschen Zeit abgebaut und durch seine veralteten Ordnungen ersetzt, hat in verblendeter nationalistischer Sprachenpolitik die deutsche Sprache in Gericht und Verwaltung ausgeschlossen und nicht bloß im höheren Schulwesen, sondern bis in die Volksschule des entlegensten Dorfes das Französische zur Unterrichtssprache gemacht und dem Deutschen ein unwürdiges Aschenbrödelteil zugewiesen; hat den Einheimischen, die meinten, nun endlich Herren im eigenen Hause sein zu dürfen, in allen guten Stellen Innerfranzosen mit Kolonialzulagen vor die Nase gesetzt, die einheimische Beamtenschaft teils abgebaut, teils in den Hintergrund geschoben.

Die Folge ist gewesen, daß die echten Elsässer und Deutschlothringer, ohne damit politisch zu Deutschland zurückzustreben, sich ihrer heimatlichen Art und ihres Volkstums und damit der Kluft, die sie von den „Welschen" trennt, nun bewußter geworden sind und daß nun die Tatsache gewaltig nachwirkt, daß Elsaß-Lothringen in deutscher Zeit zuletzt ein fast selbständiges Land mit weitgehender Selbstregierung gewesen ist. So lauten denn die Hauptforderungen: Kulturelle Autonomie, Gleichberechtigung der deutschen Sprache im öffentlichen Leben, Zugrundelegung derselben in der Schule, Beibehaltung des Guten, was in Verwaltung und sozialer Fürsorge die deutsche Zeit geschaffen, Verwaltung des Landes in erster Linie durch das einheimische Element. Kulturautonomie, Verwaltungsautonomie, Regionalismus und dergleichen lauten die Stichworte.

Nachdem zuerst die „Elsässische Volkspartei" (das frühere elsässische Zentrum) die Einführung der Laienschule verhindert und gegen die importierten, zum Teil religionslosen innerfranzösischen Lehrer Front gemacht hatte, ist die „Heimatbewegung" seit Anfang vorigen Jahres durch die tapfere und unerschrockene Sprache ihrer Wochenschrift „Die Zukunft" ihrer selbst bewußt und in die weiten Volkskreise getragen worden. Die Folge ist, daß auch die organisierten politischen Parteien, die anfangs recht nationalistisch auftraten, nun zwangsläufig von der „Heimatbewegung" ergriffen werden und in inneren Krisen in verschiedenen Abstufungen und Tönungen ihr zustreben. Während sich das bei der größten, der Volkspartei (Zentrum) zuerst ausgewirkt hat, ist die bisher von Nationalisten geführte „radikale Partei" eben daran, in eine nationalistische und eine heimattreue Hälfte auseinanderzubrechen. Führer der letzteren ist Georg Wolf, in deutscher Zeit Landtagsabgeordneter und Führer der liberalen Landespartei, der seit etwa einem Jahr von neuem in der politischen Arena auftritt.

Sein Buch ist eine Zusammenfassung von Artikeln, die er im Laufe des letzten Jahres veröffentlicht hat. Wer sich von den dem Außenstehenden schwer verständlichen Zuständen im Elsaß ein Bild machen will, der greife zuerst zu diesem Büchlein. Die ruhige schlichte Darlegung aller Maßnahmen der letzten Jahre, die bei aller Sachlichkeit gelegentlich das Heimatgefühl warm durchbrechen läßt, ist nicht bloß höchst lehrreich, sondern wirkt durch sich selbst als vernichtendes Urteil über die Elsaßpolitik des französischen Nationalismus. Die besondere Abtönung der erhobenen Forderungen, die vorsichtiger gehalten sind als bei den Leuten um die „Zukunft", die Einstellung zu Frankreich und die aus der neuen Lage herausgeborenen Ansichten des Verfassers über die Vermittlungsmission des Elsasses darzulegen, würde zu weit führen. Nur noch Eins: Was sollen wir Deutsche dabei tun? Antwort: die Kämpfe der Heimatrechtler mit herzlicher Teilnahme verfolgen und nicht über Halbheit schelten, weil die politische Trennung von Frankreich nicht auf ihrem Programm steht; im übrigen aber die Finger davon lassen: jede Einmischung unsererseits, jede vermeintliche Hilfeleistung, ja jeder aufdringliche Rat, jeder laute Applaus von deutscher Seite bedeutet für unsere Volksgenossen drüben eine Erschwerung ihrer Arbeit*).

Tübingen Gustav Anrich

Aus einer vergessenen Ecke. Von Dr. Ludwig Friedrich Werner. Beiträge zur deutschen Volkskunde. 3. Reihe: **Hessische Bauern.** Langensalza, Herm. Beyer u. Söhne 1926. 239 S. 5.10 M.

Mancher von unseren älteren Lesern wird sich gern noch daran erinnern, mit welchem Genuß er 1909 den ersten Band, und 1912 den zweiten dieser wunderhübsch erzählten, meist amüsanten, Geschichten „Aus einer vergessenen Ecke" gelesen hat. Von dem ersten Band ist inzwischen die fünfte Auflage erschienen, der neue Band wird dem Werk zu den alten neue Freunde gewinnen.

Den losen Schleier, der ihn und sein Objekt umhüllte, wirft der Verfasser nunmehr ab; er ist der Lic. Dr. Werner Boette, zuerst Pfarrer in dem entlegenen hessischen Landstädtchen Friedewald, später in Allendorf an der Werra; aus Vorlesungen, die er, nunmehr im Ruhestand lebend, an der Marburger Universität gehalten hat, ist ein vielbeachtetes Büchlein hervorgegangen „Religiöse Volkskunde", Reclam 1925. Mit dem dritten Band „Aus einer vergessenen Ecke" kehrt er nur teilweise zu seinen Anfängen zurück; 1909 und 1912 war es ein wenn auch nicht ausnahmslos und unmittelbar aus Friedewald geholter Stoff, jetzt lautet das Nebenthema „Hessische Bauern". Auch in der Haltung hat sich Wesentliches geändert. Der Verfasser ist nicht mehr fast ausschließlich Erzähler. Zwar bringt er noch allerlei neue Materialien, z. B. aus den Jahren 1914 und 1915, und mit ausdrücklicher Angabe von Friedewald entfernter hessischer Landschaften. Aber mit Vorliebe zieht er die bereits in den früheren Bänden mitgeteilten Geschichten heran und sieht es durchweg darauf ab, den Leser zum Urteilen über wichtige Seiten des Volkslebens anzuleiten, niemals bloß darauf, ihn, wenn auch noch so heilsam, zu unterhalten. Die Reflexion wiegt sogar etwas vor. Die Überschriften einzelner Abschnitte mögen den Charakter illustrieren: „Was liest das Volk," „Der Bauer und sein Vieh". „Der Glaube des Volkes an geheimnisvolle Kräfte". „Die Sittlichkeit des Volkes". „Der christliche Glaube im Volk". Kapitel 16 „Vom braven Landpfarrer" verrät, daß Boette sich nicht allzu ängstlich um scharfe Grenzen müht. Im letzten Kapitel „Der deutsche Bauer in primitiver Gemeinschaftsfarbe" schlägt er sogar einen ganz anderen Ton als bisher an, zur Polemik allerdings herausgefordert durch die Übertreibungen eines modernen Volkskundlers H. Naumann. Hier bedarf es jedenfalls noch gründlicherer Auseinandersetzung mit so krassen Vorurteilen. — Unserm Verfasser bestätigt sein dritter Band, daß er die Menschen mit ihrem einfachen Leben und schlichten Sitten auf dem Lande und in den Kleinstädten schildert und daß er diese Kenntnis durch langjährige Erfahrung und Erlebnisse unter dem Volke gewonnen hat. Vielleicht wird man in einzelnen Fällen zweifeln, ob der Verfasser nicht aus einer Geschichte zu viel herausliest; es kämpfen auch in ihm verschiedene Tendenzen wider einander; teils soll die Eigenart des hessischen Bauern beschrieben werden, vielleicht mit dem stillen Nebengedanken, daß dies urgermanischer Typus sei, teils soll die Bauernseele als überwiegend einheitlich von Island bis Südfrankreich herab zu ergreifen sein; der aufmerksame Leser wird da nicht immer gleich stark überzeugt werden, aber den Anspruch, abschließende Ergebnisse zu formulieren, erhebt der Verfasser auch nicht. Wie in ihm die Liebe zum hessischen Volk, verbunden mit der Fähigkeit zu schauen, den Drang erzeugt hat, allerwegen in die Seele dieses Volkes hineinzuleuchten, so wird bei den Lesern seiner Bücher die gleiche Liebe und das gleiche Streben nach wissenschaftlicher Gründlichkeit erweckt werden.

Adolf Jülicher

Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage

Die internationale Rohstoffgemeinschaft — Kundgebungen zu wirtschaftlicher Internationalität — Arbeitszeit und Arbeitslosigkeit — Der englische Bergarbeiterstreik

Die Anzeichen einer internationalen Verständigung der kapitalistischen Wirtschaft überstürzen sich förmlich. Im letzten Bericht waren wir auf die veränderte Art der Beziehungen zwischen der deutschen und französischen Industrie eingegangen, auf die Wandlung vom Imperialismus zur Verständigung; inzwischen haben sich die Verständigungsaktionen vermehrt, allerdings meist unter kühl beobachtendem Fernbleiben Amerikas. Vorläufig scheinen wir einem wirtschaftlichen Paneuropa zuzustreben; wobei das politische freilich noch in weitem Felde ist; das wirtschaftliche wäre jedoch die unerläßliche Grundlage für das politische. Allerdings handelt es sich vorläufig gar nicht um ein Paneuropa, das noch eine sehr unfertige, aber stark leuchtende Idee ist, sondern um allernächste Wege, die aus dem europäischen Wirtschaftselend, das unsere Leser

*) Wer die Ereignisse im Elsaß zu verfolgen wünscht, sei hingewiesen auf die durch den Altelsässer Dr. Robert Ernst in Berlin herausgegebene Monatschrift: „Elsaß-Lothringen, Heimatstimmen". Berlin W 30, Postschließfach 5.

aus diesen Berichten nur zur Genüge kennen, herausführen sollen — Wege, die von den großen praktischen Wirtschaftsführern beschritten werden, ganz selbstverständlich unter dem Leitstern höherer Prosperität und Rentabilität ihrer angelegten Kapitalien.

Seitdem ich den letzten Bericht schrieb, ist nun in der Tat das sogenannte internationale Eisenkartell perfekt geworden. Es bildet nicht die erste Art dieser international organisatorischen Verflechtung; wir wiesen schon hin auf ähnliche Abmachungen im Schiffahrtsverkehr, unter Filmgesellschaften; vorangegangen war die chemische Produktion; dann folgten einzelne Zweige der Eisenindustrie (Röhren- und Schienenkartelle), Teile der elektrotechnischen Industrie und der Textilindustrie, die photographische Branche, auch Handelsgesellschaften — überall gingen mit konzernartigen deutschen Zusammenschlüssen Verhandlungen mit den Industrien jenseits der Grenzen parallel. Der mächtigste und einflußreichste internationale Zusammenschluß ist nun das Eisenkartell.

Eigentlich ist damit gemeint der Zusammenschluß der Rohstahl produzierenden Industrien Deutschlands, Frankreichs, Belgiens, Luxemburgs und des Saargebiets. Die Initiative ging von Deutschland aus, innerhalb dessen bereits Sommer 1925 sich die deutsche Rohstahlgemeinschaft gebildet hatte mit der wichtigen Abmachung, daß die Rohstahlgewinnung um 35 % einheitlich eingeschränkt werden solle. Schon im Frühjahr 1925 war ein Versuch gemacht worden, mit der Luxemburger Eisenindustrie ein Abkommen zu treffen, der aber scheiterte; nun ist er in größerem Umfange unter Hineinziehung auch Frankreichs, Belgiens und der Saar gelungen. Dies ist besonders wichtig, weil gerade diese Länder infolge ihres Valutadumpings die deutsche Auslandskonkurrenz erschwerten. Ursprünglich bestand die Absicht, auch England mit am Kartell zu beteiligen, allein es zog sich von den Verhandlungen aus mir nicht ganz durchsichtigen Gründen zurück. Grundsätzlich aber soll jedem Staate der Beitritt offen bleiben, so daß die zum Abschluß gekommene Rohstahlgemeinschaft ihrem Sinne nach den Anfang zu einer weltumfassenden Organisation darstellt, die dann im Wesentlichen als vollendet angesehen werden darf, wenn ihr die Rohstahlerzeugung Englands und der Vereinigten Staaten beigetreten sein wird; die andern eisenerzeugenden Länder, so Italien und Rußland, würden daneben keine selbständige Rolle mehr spielen können. Ob es soweit kommt, muß der Zukunft überlassen bleiben.

Aber auch so ist die im Kartell vereinigte Industriemacht eine ganz gewaltige. Vergegenwärtigen wir uns seine Leistungsfähigkeit an Zahlen! Im Jahre 1925 hatten an der Weltproduktion von Rohstahl Anteil Amerika 52,6 %, Deutschland 13,7 %, Frankreich 8,3 %, Belgien 2,7 %, Luxemburg 2,4 %, Saar 1,6 %, das übrige Europa 16,8 %; sonstige Länder noch 1,7 %. Die dem Kartell angeschlossenen Länder trugen damals also 28,7 % der gesamten Rohstahlerzeugung, nicht ganz ein Drittel. Die beschlossene Quotenverteilung lehnte sich an die für Deutschland etwas ungünstigere Produktion des ersten Vierteljahrs 1926 an. Danach produzieren alle Kartellländer zusammen etwa 30 Millionen Tonnen Rohstahl, davon fallen Deutschland zu 12,96 Millionen = 43,2 %, Frankreich 9,36 Millionen = 31,2 %, Belgien 3,45 Millionen = 11,5 %, Luxemburg 2,49 Millionen = 8,3 %, Saar 1,74 Millionen = 5,6 %. Diese Gebiete stellen schon soviel Stahl her, als ganz Europa zur Zeit braucht, und können die Ergänzung rasch soweit steigern, daß sie die Stahlausfuhr Englands, der Tschechoslowakei, Polens und anderer europäischer Länder mit übernehmen können. Die Gültigkeit des Kartellvertrags ist zunächst auf fünf Jahre vorgesehen, doch sind früher Kündigungstermine möglich, der erste bis zum Jahre 1929, wo der Vertrag der deutschen Rohstahlgemeinschaft abläuft. Alle Vierteljahre kommen die Vertreter der Industrien der Länder zusammen und setzen die Produktion für die beteiligten Werke nach Bedarf fest. Außerdem wurde eine gemeinsame Kasse errichtet, in die pro Tonne Ausfuhr drei Mark zu zahlen sind, welcher Betrag im ersten Jahr insgesamt 2—3 Millionen Mark ergeben soll; ferner müssen für jede Tonne über das zugewiesene Kontingent produzierten Rohstahls vier Dollar entrichtet werden, für jede Tonne, welche die Produktion hinter dem Kontingent zurückbleibt, werden zwei Dollar vergütet.

Was bedeutet nun ein solches Kartell für die Gesamtwirtschaft? Wir sehen, daß durch den Kartellvertrag die gesamte Eisen produzierende Industrie der beteiligten Länder unter einheitlicher Leitung steht und, was die Menge der Produktion und den Absatz betrifft, gleichsam ein Betrieb ist. Dadurch sind vor allem die Konkurrenzkämpfe unter ihnen ausgeschlossen und die Ausgaben für sie gespart. Das hat nach der eigentümlichen Lage noch eine besondere Bedeutung. Wie wir schon dargestellt haben, würde bei Vollausnutzung der Produktionsanlagen viel mehr Eisen produziert, als abgesetzt werden kann. Damit ist die Tendenz zu einer starken Preissenkung gegeben, da das Angebot die Nachfrage weit übersteigt. Unter einen gewissen Preis aber konnte der Produzent bei den hohen Gestehungskosten nicht heruntergehen. Die Folge davon war ein geringer Eisenkonsum, der zurückzuführen ist auf die Verarmung der Bevölkerung und die Verselbständigung der Übersee-Industrien. Das Tolle unserer ganzen Situation ist ja — darauf kann nicht oft genug hingewiesen werden — das Versagen des sogenannten Gesetzes von Angebot und Nachfrage, nämlich daß trotz hohen Bedarfes Überproduktion besteht, und die Preise doch nicht sinken, weil sie wegen der angeblich zu hohen Produktionskosten nicht sinken können. Das gilt für fast alle Produktionszweige, auch für Eisen — ein sinnloser und unerträglicher Zustand: die Völker müssen bei vollen Töpfen entbehren. In der Eisenindustrie hatte sich ein weiterer Umstand hinzugesellt: die scharfe Konkurrenz der eisenstarken, aber valutaschwachen Länder Frankreich und Belgien, die infolge niedriger Valutalöhne auf dem Weltmarkt stark unterboten. Aber die deutsche Eisenindustrie wollte und mußte exportieren, um sich überhaupt im Außenhandel zu betätigen. Das war nur möglich durch Export zu Schleuderpreisen, bei denen sie selbst nicht bestehen konnte. Sie half sich dadurch, daß sie nach innen um so teurer verkaufte; der inländische Eisenverbraucher — und das sind wir alle — zahlte der Eisenindustrie dauernd Exportvergütungen, die durch den hohen Eisenzoll ermöglicht wurden. Die Sachlage brachte für den Inlandverbraucher eine unerträgliche Teuerung mit sich. Trotz des Zolles muß es nun möglich gewesen sein, daß ganz erhebliche Mengen von billigerem Rohstahl aus Frankreich und Belgien an die weiterverarbeitende Industrie verkauft wurden, so daß auch über den Inlandabsatz noch nicht monopolartig verfügt werden konnte. Alle diese Umstände: scharfe Auslandkonkurrenz, ungenügender Innenabsatz mußten zum Gedanken einer Verständigung mit der konkurrierenden Auslandindustrie, gerade bei den deutschen Eisenerzeugern, führen. Und er hatte den erwähnten Teilerfolg der internationalen Rohstahlgemeinschaft.

Seine Folgen können nun sehr zweischneidige sein. Vor allem ist festzuhalten, daß das Interesse an der Rentabilität zu dem Zusammenschluß führte und nicht irgendeine ethische oder soziale Erwägung. Er bedeutet auch eine gewaltige Zusammenballung von Macht in den Händen einiger weniger Männer, die auf diese Weise über die Produktion von nahezu einem Drittel aller Eisenerzeugung der Welt verfügen. Die deutsche weiterverarbeitende Industrie ist vom Rohstoffmonopol abhängig, welche Abhängigkeit zur Angliederung weiterverarbeitender Werke oder zum Preisdiktat, auf jeden Fall zur Unselbständigkeit der weiterverarbeitenden Industrie führen kann. Diese würde die hohen Eisenpreise, um rentabel zu bleiben, letztlich auf die Konsumenten abwälzen müssen, die ihrerseits völlig machtlos einer Beeinträchtigung ihres Lebensspielraums zu Gunsten der Bereicherung der Rohstahlproduzenten zusehen müßten. Ferner ist bei dem Teilergebnis dieses internationalen Kartells die Möglichkeit eines verschärften Konkurrenzkampfes mit England und Amerika gegeben, was allerdings weniger befürchtet wird, da gerade die Tendenz auf Verringerung der Produktion, Verständigung und Beruhigung der Absatzmärkte vorherrscht. Dagegen kann jederzeit im Innern der Kampf um die Beteiligungsquote aufflammen, weswegen man die Schutzzölle belassen will. Die Tendenz zur Ausschaltung der Konkurrenz und der tatsächliche Machtbesitz kann — eine Gefahr der Kartelle überhaupt — die Neigung zur Rationalisierung und technischen Verbesserung der Produktion hemmen und die Anpassung an die am wenigsten leistungsfähigen Werke fördern, so daß die leistungsfähigeren die Differenz in der Preisgestaltung als Gewinn einstecken. Weiter ist die Möglichkeit vorhanden, daß der Verständigung über die Produktion eine internationale Verständigung über die Arbeitsbedingungen, über Arbeitszeit und Lohn, folgt, so daß die industrielle Macht in die sozialen Verhältnisse diktatorisch eingreift, was die Arbeiterschaft fürchtet. Das sind Gefahren, die jede Kartellierung mit sich bringt. — Andrerseits sind vom internationalen Zusammenschluß gewisse Vorteile zu erhoffen. Vor allem der, daß der Unsinn verschwindet, die billige Ausfuhr sich vom Inlandmarkt ersetzen zu lassen. Die Ausfuhrpreise werden so gestaltet sein, daß sie die Kosten bezahlt machen, und auf diese Weise die Senkung der Inlandpreise, damit ein erhöhter Inlandverbrauch, damit erhöhte Produktion, damit Einstellung neuer Arbeitskräfte möglich wird. Auch ist die Verfügung über ein so großes Produktionsgebiet insofern von Vorteil, als die Produktion dahin verwiesen werden kann, wo die Herstellungsverhältnisse relativ am günstigsten sind etwa infolge des natürlichen Standorts, der Transportverhältnisse oder der technischen Spezialität, was ebenfalls verbilligend wirkt. Verbilligend wirkt auch der Ausfall der Kosten des Konkurrenzkampfes. Lauter mögliche Vorteile, die sich bis zum Verbraucher auswirken können. Das alles aber hängt ab von der Gesinnung der Wirtschaftsmächtigen, und da ihr erfahrungsgemäß wenig zu vertrauen ist — der Drang nach höchster Rentabilität und die Versuchung zu ihr ist zu stark —, hängt die segensreiche Wirkung des Abkommens ab von dem Maße, wie die Arbeiterschaft ihre sozialen Interessen zur Geltung zu bringen versteht. Sie ist zweifellos auf der Hut und wird ebenfalls durch internationale Zusammenschlüsse ihre Rechte zu wahren suchen. Aber selbst wenn das möglich sein wird, es vielleicht sogar zu Verständigungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in Form von Tarifen, vielleicht auch Werkgemeinschaften kommen wird, so bleibt immer noch der organisations- und machtlose Konsument, auf dessen Rücken die Verständigung von Kapital und Arbeit ausgetragen werden kann. Da müssen schließlich die Staaten durch kluge Maßnahmen, Verordnungen und Gesetze auf ihrem Posten sein und regulierend und begrenzend eingreifen. Aber wie groß ist die Macht der Staaten den Industriemagnaten gegenüber? Die Vergangenheit berechtigt nur zu bescheidenen Hoffnungen. Da ist auch Gelegenheit für die Kirchen mit allen sittlichen Mächten, die ihr zur Verfügung stehen, das Ihre zu tun. Sie haben diese

Vorgänge der Kartellierung namentlich der Schwerindustrie mit wachsamem, sachkundigem Blick zu verfolgen, Gesinnungskräfte mobil zu machen, teils zur Beiseiteräumung von Hemmnissen, teils zur Begrenzung der Auswüchse. Daß da die Staaten nur durch internationale Zusammenarbeit und die Kirchen nur durch internationales Zusammenwirken einem internationalen Kartell gegenüber leistungsfähig sind, liegt zu sehr auf der Hand, als daß man es noch besonders betonen müßte. Das Ziel muß auch hier sein: Ermöglichung eines auskömmlichen Daseins für die heute, ach so hoffnungslosen, gedrückten Massen aller derer, die nur von ihrer Hände Arbeit leben, ja oft davon leben *wollen*, aber nicht *können*, weil man ihre arbeitswillige Hand im rationalisierten und kartellierten Produktionsprozeß nicht mehr braucht. Dem Interessenstandpunkt der Wirtschaft gegenüber haben Staaten und Kirchen den sittlichen mit Nachdruck zur Geltung zu bringen.

Diese internationalen industriellen Zusammenschlüsse haben freilich, bis sie zustande kommen, unendliche Schwierigkeiten in mühsamem und zähem Interessenausgleich zu überwinden. So ist der schon von allen Teilnehmern mit Ausnahme der deutschen unterzeichnete *Schienenkartell*vertrag im letzten Augenblick in seinem Zustandekommen gefährdet. Doch wird sich ein weiteres stetig steigendes Zusammenarbeiten der verschiedenen nationalen Industrien nicht aufhalten lassen. So kamen Mitte Oktober in Romsey (England) deutsche Industrielle mit englischen zusammen, vorläufig nur zu dem Zweck, Fühlung zu nehmen, ihre Ansichten über die internationalen Probleme der Wirtschaft auszutauschen und die Diskussion für die vor der Tür stehende Weltwirtschaftskonferenz vorzubereiten, ohne daß bindende Beschlüsse gefaßt worden wären. — Von Bedeutsamkeit ist das von Vertretern aus 16 Industriestaaten, auch Bankleuten, unterzeichnete Manifest, das die Beschränkung des internationalen Handels durch Staatengrenzen, Schutzzölle und Spezialliszenzen beklagt und für möglichst reibungslosen internationalen Güterverkehr eintritt. „Daher kann keine Erholung in Europa eintreten, bis die Politiker in allen Ländern, den alten und den neuen, sich darüber klar geworden sind, daß Handel kein Krieg ist, sondern ein Austauschprozeß, daß in Zeiten des Friedens unsere Nachbarn unsere Kunden sind und daß ihr Wohlstand eine Vorbedingung für unser eigenes Wohlergehen ist." „Wir wünschen unserer festen Überzeugung Ausdruck zu geben, daß die Wiedereinführung der Handelsfreiheit die beste Möglichkeit in sich birgt, Handel und Kredit in der Welt wiederherzustellen." Die Franzosen fügten noch einen besonderen Abschnitt hinzu, in dem sie den Mangel an wirtschaftlicher Stabilität und Ordnung auf die Kriegsfolgen und Finanzkrisen zurückführen und die Wiederherstellung einer gesunden Währung (vor allem im eigenen Lande) fordern. Auch hier die Tendenz zu freiem internationalem Zusammenwirken. Diese Gedanken sind nichts Neues, sie wurden schon vor zwei Jahren auf der Stuttgarter Tagung des Vereins für Sozialpolitik von nahezu allen anwesenden deutschen Professoren der Nationalökonomie ausgesprochen, auch von den deutschen Gewerkschaften vertreten und auch in diesen Berichten immer wieder zur Geltung gebracht. Die europäischen Staatengrenzen sind eben zu enge geworden. Aber bis aus all diesen gedanklichen Erkenntnissen Taten geworden sind, dazu bedarf es noch jahrelanger zäher Arbeit; der sozial befriedigende Wirtschaftszustand fällt nicht vom Himmel.

Wie wenig diese internationalen Zusammenschlüsse eine sozialpolitische Erleichterung der Arbeitsbedingungen gewährleisten, dafür ist die neue Wendung in der *Arbeitszeitfrage* ein betrübliches Zeichen. Die Widerstände gegen das Washingtoner Arbeitszeitabkommen sind noch immer nicht (seit nun 7 Jahren) beseitigt, eher verstärkt. Wir haben schon berichtet, daß das englische Parlament die Schichtdauer der Bergarbeit von 7 auf 8 Stunden und der italienische Faschismus die Arbeitszeit durch Diktat von 8 auf 9 Stunden erhöhte. Beim Internationalen Arbeitsamt gab es deswegen heftige Auseinandersetzungen, in denen hauptsächlich der französische Arbeiterdelegierte Jouhaux die Arbeitspolitik der italienischen Regierung scharf angriff. Der englische Regierungsvertreter erklärte, daß die Ratifizierung des Washingtoner Abkommens wegen des englischen Bergarbeiterstreiks, wie er durchblicken ließ, auf absehbare Zeit, nicht erfolgen könne. Die Stimmung in Genf war trübe; die Arbeiter wurden unwillig und drohten, dem Internationalen Arbeitsamt ihre Mitwirkung zu versagen, wenn diese Frage nicht bald gelöst würde, wodurch sie freilich dem Unternehmertum einen größeren Dienst nicht erweisen könnten. Die Sache steht schlecht, darüber besteht kein Zweifel. England hofft die Wunden seiner Industrie, die der Bergarbeiterstreik schlägt, nur durch verlängerte Arbeitszeit heilen zu können. Die Regierung hat dem Parlament und der Öffentlichkeit den Entwurf eines Fabrikgesetzes vorgelegt, der die Arbeitszeitregelung um etwa 50 Jahre zurückwirft. Darin ist eine Vorschrift über die Arbeitszeit erwachsener männlicher Personen überhaupt nicht enthalten. Man rechnet mit täglichen Arbeitszeiten von 12 Stunden; nur die Arbeitszeit von Frauen und Jugendlichen soll, ausschließlich der Pausen und Mahlzeiten, nicht mehr als 10 (!) Stunden betragen. Und schon ist den Arbeitgebern auch das nicht genug; sie bekämpfen diese Vorlage mit dem Hinweis, daß die Beschränkung der Arbeitszeit für Frauen sich in vielen Industrien auch auf die Arbeitszeit der Männer auswirke. Wahrscheinlich soll die Beschränkung auch für die Frauen fortfallen. Die deutschen Arbeitgeber ziehen daraus die Konsequenz — das ist wieder typisch —, daß, wenn England, der „Siegerstaat", solche Arbeitszeiten zuläßt, warum sollte dann Deutschland sozialpolitisch weitergehen?

Trotzdem in Deutschland der Wille der Regierung zur gesetzlichen Regelung der Washingtoner Anregungen eindeutig ist, machte sich doch in der Arbeiterschaft eine starke Erregung bemerkbar. Sie ist durch die Beobachtung hervorgerufen, daß viele Überstunden gemacht werden, während doch Millionen von Menschen ohne Arbeit sind. Außerdem haben die Arbeitgeber ein Gutachten veröffentlicht, in dem sie aus wirtschaftlichen Gründen keine Veränderung der zur Zeit geltenden Arbeitszeitregelung wünschen. Die Diskussion der Frage wird als beunruhigend angesehen, auch seien die Arbeiter ganz zufrieden; denn sie leisteten die Mehrarbeit „widerspruchslos", nur die Führer würden durch beständiges Bohren die Leute unzufrieden machen. Die Behauptung von der Widerspruchslosigkeit der Arbeiter glaube ich gerne; die Leute sind in der Tat stille, sehr stille geworden, ganz erklärlich, weil — sie Angst vor der Entlassung haben. Trotz der sehr häufigen Behauptung von der Faulheit der Arbeitslosen fürchten sie doch die Arbeitslosigkeit wie das Feuer. Den Gewerkschaften dauert, angesichts dieser Umstände, die Verabschiedung des in Aussicht gestellten Arbeitszeitgesetzes zu lange, sie fordern deshalb ein *Notgesetz*, das jetzt schon vorläufig die Arbeitszeit auf den durchschnittlichen Achtstundentag einschränkt; denn sie wollen bei dieser Arbeitslosennot eine schnelle Lösung der Frage. — Das Gutachten der Arbeitgeber enthält einen Satz, der sagt, daß die Umstände, welche eine Erhöhung der Arbeitszeit notwendig gemacht hätten, durch sie noch in keiner Weise behoben seien, also sei auch eine gesetzliche Verkürzung jetzt nicht am Platze. Nach meiner Kenntnis der Dinge wundert es mich gar nicht, daß trotz der bisher möglichen Verlängerung der Arbeitszeit keine Besserung der Beschäftigungslage eintrat; ich habe das, wenn ich mich nicht täusche, vorausgesagt. Und zwar deshalb keine Besserung, weil eine Verlängerung der Arbeitszeit überhaupt eine wirtschaftliche Notlage nicht zu bessern imstande ist. Das habe ich schon öfter betont, und der Satz der Arbeitgeber gibt mir dabei nur Recht. Wenn man doch endlich die Wahrheit lernen wollte, daß die Besserung einer wirtschaftlichen Lage nie durch Arbeitszeitverlängerung erreicht werden kann; die Ursachen sind andere. Die am glänzendsten prosperierenden Industrien der Welt arbeiten mit stark verkürzter Arbeitszeit, Henry Ford mit der fünftägigen 40 Stundenwoche. Aber Verlängerung der Arbeitszeit ist das simpelste und auch das unnützeste Mittel — darum legt man darauf so viel Gewicht.

Die *Arbeitslosigkeit* ist in Deutschland wieder etwas zurückgegangen. Unterstützt wurden am 1. Oktober 1 395 333 Erwerbslose gegen 1 548 138 am 1. September. Das sind aber bekanntlich nicht alle; hinzukämen noch die nicht mehr Unterstützten, also Leute, die bereits 52 Wochen lang Unterstützung empfangen haben. Sie sollen nach einer Verordnung des Arbeitsministeriums vom 5. Oktober von den Gemeinden durch Mittel der allgemeinen Wohlfahrtspflege in derselben Höhe wie die Erwerbslosensätze weiterunterstützt werden, auch in Krankheitsfällen; die Hälfte der verausgabten Beträge wird vom Reich rückerstattet. Man darf nicht müde werden, sich dieses Elend vor Augen zu halten, und denke auch an die sittliche Verwilderung, zumal bei jugendlichen Arbeitslosen! Die kommende Session des Reichstags hat an die Stelle dieses Unterstützungsflickwerks eine wirkliche Lösung zu setzen. Wird er Willen und Geschick dazu haben? — Das Internationale Arbeitsamt veröffentlichte einige Ziffern über die Arbeitslosigkeit in den Industrieländern der Welt. Danach hat in Österreich, Dänemark, Norwegen, Polen und Lettland die Arbeitslosigkeit stark zugenommen. Rußland hatte Januar 1926 über eine Million Arbeitslose gegen 725 000 im Dezember 1924. In England ist die Arbeitslosennot besonders groß: am 26. Juni 1926 1 664 000 Arbeitslose gegen 1 262 000 im Juli 1925. Geringe Arbeitslosigkeit herrscht in Japan und Nordamerika infolge großer industrieller Prosperität und starker Ausfuhr.

Über den englischen *Bergarbeiterstreik* ist wesentlich Neues nicht zu berichten. Er geht mit verschärfter Heftigkeit weiter. Versuche zu Vereinbarungen sind alle gescheitert — ein namenloses Unglück für die englische Wirtschaft. Der Streik geht ums Ganze; denn die Arbeiterbewegung überhaupt soll getroffen und ein Streik für weite Sicht unmöglich gemacht werden. Mit verbissenem Groll feiern die Bergarbeiter weiter und vertreiben sich die Zeit mit Fußball und Ponnyrennen. Die Gewerkschaften verschulden; alle organisierten Arbeiter tragen einen bestimmten Prozentsatz des Lohnes zur Unterstützung des Streiks bei. Die Hoffnung der Unternehmer auf ein Abbröckeln des Streiks hat sich nicht erfüllt; etwa ein Fünftel der Arbeiter ist in die Gruben zurückgekehrt, manche Arbeiter aber streiken von neuem und werden durch andere Arbeitswillige ersetzt. In Lancashire ist es der Streikleitung nach dreistündiger Auseinandersetzung mit dem arbeitswilligen Distriktskomitee gelungen, dieses wieder zur vollen Streikunterstützung zurückzugewinnen. Wie wird das enden? Kaum gut für die Arbeiter. Je länger der Streik dauert, desto mehr werden die Unternehmer für ihre verlotterten Betriebe niedrige Löhne und hohe Arbeitszeit fordern müssen, um Rentabilität zu erzielen. Aber darum handelt es sich schließlich ja nicht, sondern um Vernichtung der Bergarbeitergewerkschaft überhaupt.

Ein großes Stück gegenwärtiger Sozialgeschichte ist wieder an uns vorübergezogen: Erfreuliches und Unerfreuliches. Mehr des Letzteren. Das Herz bebt angesichts des sozialen Elends der Welt.

Und doch gibt es — das muß man sich zum Vergleich des Schrecklichen immer wieder vor Augen halten, um den ganzen Schrecken zu empfinden, genug Rohstoffe und genug Arbeitskräfte, die Wirtschaftsgüter in Mengen erzeugen könnten, daß wir darin ersticken. Wie könnte es sein, wenn bei der Gnade der darbietenden Natur der Mensch mehr Verstand und — guten Willen hätte. Und wo bleiben die Kräfte des Christentums — der Güte — der Liebe — des großen Schauens? Wir müssen sie unermüdlich wecken.

Marburg Georg Wünsch

Vom Katholizismus der Gegenwart

Dominica Regis Gloriae — Doctores Ecclesiae — Mexiko — Die Papstnote von 1917 — Jungkatholizismus in Frankreich — Katholizismus und Völkerbund — Noch einmal Wittig — Hochkirchliches

Auf unser Reformationsfest (Sonntag, den 31. Oktober) fällt dieses Jahr, und wohl in der Regel auch in den folgenden Jahren das neue, vom gegenwärtigen Papst als Ertrag des Jubeljahrs eingeführte Fest des Königtums Christi (Sp. 92). Die Festfeier ist ausdrücklich auf einen Sonntag gelegt, obwohl die letzte Brevierreform von 1911 und 1913 sich grundsätzlich gegen eine weitere festliche Belastung der Sonntage ausgesprochen hatte. Denn nicht nur die Geistlichen und die paar Werktagskirchenbesucher, sondern das ganze katholische Volk soll Gelegenheit bekommen, gegen „die verderblichen Irrtümer des Laizismus", „die Pest unserer Zeit", in freudiger Untertanengesinnung neu sich zu befestigen. Bemerkenswert ist, daß die neue Festliturgie (im Gegensatz zu der Enzyklika Quas primas Sp. 92) von aller Berührung mit dem Herz-Jesu-Gedankenkreis sich fernhält und streng die biblischen Gedanken und Formeln vom Königreich Gottes und des Messias verwendet. Der Introitus setzt ein mit Offb. 5, 21 u. 1,6; mit anschließendem Ps. 71; die Epistel Kol. 1, 12—20; das Evangelium Joh. 18, 33—37. Dazu alle einzelnen beweglichen Teile: Oratio, Graduale, Offertorium, Sekreta, Präfatio, Communio und Postcommunio in entsprechender Gestaltung, daß des Sohnes Königtum auf der ganzen Welt zur Anerkennung gelangen möge und daß die Feiernden, qui sub Christi Regis vexillis militare gloriamur, daran teilnehmen mögen. Im Festoffizium sind die Antiphonen und Matutinpsalmen aus den messianischen Liedern des Alten Testaments, die Lektionen aus dem Kolosserbrief und aus einer Homilie Augustins über das Reich Christi, sowie aus der Enzyklika Quas primas (Sp. 92) entnommen; die Hymnen besingen das Königtum, das nicht durch Kämpfe und Schlachten, nicht durch Gewalt und Furchteinflößung die Reiche der Welt unterwirft: „am Kreuzespfahl erhöht zieht unser König alles an sich, durch die Gewalt seiner Liebe":

O ter beata civitas — Cui rite Christus imperat
Quae iussa pergit exsequi — Edicta mundo caelitus.
Non arma flagrant impia — Pax usque firmat foedera
Arridet et concordia — Tutus stat ordo civicus.
Servat fides connubia — Juventa pudet integra
Pudica florent limina — Domesticis virtutibus.*)

*

Der kürzlich zum Doctor Ecclesiae ernannte Johann vom Kreuz ist der sechsundzwanzigste in der offiziellen Reihe der Kirchenlehrer. Die Grenze des Mittelalters ist nicht erst jüngst mit Canisius (s. Sp. 978), sondern schon früher auf Bitten zahlreicher Väter des Vatikanischen Konzils mit Alfons Liguori (1871) und Franz von Sales (1877) überschritten worden. Die Reihe ist folgende: 1.—4. Die vier großen lateinischen Väter, die, während des Mittelalters zusammen verehrt, häufig die Kanzeln der gotischen Kirchen schmücken, Ambrosius, Augustin, Hieronymus und Gregor d. Gr. sind von Papst Bonifaz VIII. 1295 offiziell in den Rang der Lehrer der Gesamtkirche mit liturgischen Ehren erhoben worden. 5. Erst nach der Reformation wurde durch den Dominikanerpapst Pius V. 1567 Thomas von Aquin als der Doctor angelicus gleichermaßen ausgezeichnet, und die Reihe wurde 1568 mit den 6.—9., vier griechischen Vätern Athanasius, Basilius, Gregor von Nazianz und Johannes Chrysostomus fortgesetzt. 10. Der Franziskanerpapst Sixtus V. unterließ es nicht, die Tat seines Vorgängers zu ergänzen durch Ernennung des heiligen Bonaventura zum „seraphischen Lehrer" (1588). 11. Die päpstliche Begünstigung des englischen Thronprätendenten aus dem Hause Stuart ließ 1720 die Ernennung des heiligen Anselm von Canterbury rätlich erscheinen. 12. Rücksichten auf spanische Wünsche ließen 1722 Isidor von Sevilla folgen. 13. Dazu kamen 1729 Petrus Chrysologus von Ravenna; und 14. 1754 dessen Zeitgenosse Papst Leo der Große. Nach langer Pause wurde 15. 1828 Petrus Damiani, und 16. 1830 auf Wunsch des Zisterzienserordens Bernhard von Clairvaux angegliedert. Papst Pius IX. hat drei Kirchenlehrer ernannt: 17. 1851 auf Wunsch der französischen Bischöfe Hilarius von Poitiers; 18. und 19. Alfons Liguori (1871) und Franz von Sales (1877) im Zusammenhang mit dem Vatikanischen Konzil. Die Ernennungen des Papstes Leo XIII. sind von seiner Unionspolitik mit der griechischen und anglikanischen Kirche bestimmt: 20.—23. 1882 Cyrill von Alexandrien und Cyrill von Jerusalem; 1890 Johannes von Damaskus; 1899 Beda. Ihnen fügte Benedikt XV. 1920 noch 24. Ephraem von Edessa bei. 25. Canisius; 26. Johann vom Kreuz.

*

In Mexiko ist die Lage im Wesentlichen unverändert. Die Eingabe der Bischöfe an das Parlament um Änderung der kirchengesetzlichen Verfassungsbestimmungen (23. 9.) ist von der Kammer abgelehnt worden, weil sie von „Geistlichen" unterschrieben ist, die als solche nicht in der Öffentlichkeit auftreten dürfen. Darauf haben sechzig hervorragende katholische Bürger den Antrag aufgenommen und von Neuem der Kammer zuleiten lassen. Zwei Abgeordnete werden genannt, die sich unter Zwischenrufen seitens der Mehrheit und der Tribünen für die Rechte der Katholiken ausgesprochen hätten. Inzwischen wird in der katholischen Presse der Welt, auch gelegentlich im Oss. Rom. der Fortgang der Boykottbewegung und der wirtschaftliche Rückgang des Landes von Einzelheit zu Einzelheit mit Behagen und Schadenfreude gebucht. Insbesondere die Theater und Lichtspielhäuser, sowie die Bierbrauereien sollen unter dem Boykott leiden. Doch reichen die Nachrichten, die hierher gelangen, infolge der Zensur nur bis Ende September. Neuestens (20. 10.) sind drei flüchtige Bischöfe aus Mexiko nach Rom gekommen, von denen gleich gemeldet wird, daß sie voraussichtlich lange (jedenfalls so lange, als Herr Calles etwas zu sagen hat) in Rom bleiben werden.

*

Das umfangreiche Gutachten meines Kollegen, des Reichstagsabgeordneten Dr. Bredt über „den Deutschen Reichstag im Weltkrieg" (im „Werk des Untersuchungsausschusses" 4. Reihe: Die Ursachen des Deutschen Zusammenbruchs im Jahre 1918, Band 8, Berlin 1926) mit seinen Aufsehen erregenden Enthüllungen über die Haltung des Reichskanzlers Michaelis gegenüber der Papstnote im September 1917 hat die Auseinandersetzung zwischen Reichskanzler a. D. Dr. Michaelis und Ritter von Lama neu angefacht (Sp. 144; 1925 Sp. 1119). Um ein letztes Wort in dieser schmerzlichen Sache zu finden, muß der Füssener Prozeß (Sp. 201) und die Verhandlung im Untersuchungsausschuß des Reichstags abgewartet werden. Gegenüber der Ausbeutung der Bredtschen Darlegungen durch Herrn Ritter von Lama kann jetzt schon mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß die Antwort des Reichskanzlers Dr. Michaelis auf die Papstnote ohne den erwünschten Verzicht auf Belgien, wie er doch im Kronrat vom 11. 9. 17 beschlossen worden war, nicht aus konfessionellen Erwägungen heraus gestaltet worden ist (als ob man dem Papste die endgültige Vermittlung beim Frieden nicht gegönnt hätte), sondern lediglich unter dem Druck der Obersten Heeresleitung, die selbst gegen die Entscheidung des Kaisers auf den Besitz der belgischen Maaslinie mit Lüttich drängen zu müssen glaubte. Ich selbst erinnere mich und kann aus meinen Papieren feststellen, daß ich als Leiter der Aufklärungsabteilung des Stellv. Generalkommandos XIII in Stuttgart am 20. 9. 17 in dienstlicher Eigenschaft beim Chef des Kriegspresseamts in Berlin weilte und dahin belehrt wurde: die Aufklärungsarbeit unter der Bevölkerung habe das Verständnis zu wecken, einerseits für den Verzicht auf den Hauptteil von Belgien und die flandrische Küste, andererseits für die Einbehaltung von Lüttich als Stützpunkt zum Schutz des rheinisch-westfälischen Industriegebiets (vgl. dazu den Hindenburgbrief bei Bredt S. 140). Ein weiterer Irrtum des Herrn von Lama ist seine Annahme einer engeren Verschwisterung des Reichskanzlers Michaelis mit dem Evangelischen Bund, während doch jeder in protestantischen Dingen Unterrichtete weiß, wie skeptisch Gemeinschaftsleute vom Schlag des Herrn Dr. Michaelis dem Evangelischen Bund gegenüber stehen*).

*

Auf allen französischen Kirchen steht bekanntlich der republikanische Dreiklang, seit dem Trennungsgesetz von 1907: Liberté, Egalité, Fraternité. Am Eingang aller französischen Kirchen, die ich in Paris besucht habe, konnte ich aber auch feststellen, daß am Sonntag Morgen die „Action Française" (und nur diese) verkauft wird, von gut angezogenen jungen Herren. So ist es zu verstehen, daß die Erregung über das päpstliche Verdikt (Sp. 978) nicht so rasch zur Ruhe kommen will. Der Papst selbst versäumt keine Gelegenheit, französischen Pilgern gegenüber darauf hinzuweisen, daß er genau gewußt habe, was er tat. Es habe keinen Sinn, vom schlecht informierten Papst an den besser zu informierenden zu

*) O dreimal selige Stadt,
In der Christus recht regiert,
Die fortfährt zu erfüllen
Sein Gesetz vom Himmel uns gegeben.
Keine Waffe flammt mehr gottlos da,
Der Friede überall schützt gegebenes Wort
Und Eintracht lachet sonnenhaft
Über der Bürger sicher stehender Ordnung.
Glaube wahrt der Ehe Band,
Draus rein die Jugend schamhaft wächst.
In Scham erblühn die Kammern auch
Von Tugenden des Hauses.

*) Der Artikel von Baumgarten „Reichskanzler und Gemeinschaftsschrift" sei in Erinnerung gebracht. D H

appellieren. Er habe keine politische Richtung treffen wollen, sondern eine laizistische, nationalistisch-heidnische Weltanschauung, die sich mit einer politischen Stellungnahme verknüpft habe. Mit dieser Unterscheidung suchen auch die Erzbischöfe von Lyon und Paris in ihren Diözesanblättern (Semaine Religieuse de Lyon 24. 9. und S. R. de Paris 9. 10) den entstandenen Brand zu löschen: „Was getadelt wurde, ist ja nicht die politische Richtung. Es steht den jungen monarchistischen Katholiken frei, dem Königtum treu zu bleiben, aber es wäre nicht ohne Irrtum und ohne Gefahr, wenn sie ihre Überzeugungen und ihre politische Aktion an ein Lehrsystem knüpfen würden, das der katholischen Wahrheit fremd gegenübersteht." — Jacques Maritain, der von Bergson zum Neothomismus übergegangene Philosoph macht in seinem soeben erschienenen Buch „Un opinion sur Charles Maurras et le devoir des catholiques" seinen zahlreichen jungen Freunden einen echt harmonistischen, vermittelnden Vorschlag: Handle es sich darum, daß sie die Führung durch Maurras aufgäben, ihre Freundschaften verleugnen, sich aus der politischen Organisation zurückziehen sollen? Der Brief des Papstes enthalte nichts davon. Nur hinsichtlich der religiösen und der Weltanschauungsfrage sollen sich die Katholiken mit ihresgleichen zusammentun, etwa durch Bildung von katholischen Zirkeln innerhalb der politischen Partei. Diese katholischen Spezialvereine könnten dann korrekterweise der kirchlichen Hierarchie und damit der offiziell-päpstlichen „katholischen Aktion" unterstellt werden. So kann man also an beiden „Aktionen" teilhaben.

In den katholischen Buchhandlungen von Paris ist mir ein soeben erschienener Briefwechsel zwischen Jean Cocteau und dem oben genannten Jacques Maritain immer wieder empfohlen worden (Jean Cocteau, Lettre à J. Maritain; J. Maritain, Réponse à J. C.; Paris, Libr. Stock. 7 Rue du Vieux-Colombiere.) Cocteau, ein Literat, der sämtliche Phasen der Hypermoderne durchlaufen hat, kehrt sich mit einem „Rappel à l'Ordre" zur „Ordnung" der katholischen Kirche und gibt darüber dem ebenfalls konvertierten Philosophen, der ihn einst mit Père Charles, dem Einsiedler aus der afrikanischen Wüste, zusammengeführt hatte, Rechenschaft. Der Thomist Maritain antwortet darauf mit einer Belehrung über die rechte Analogie von Kunst und Heiligkeit. (Vgl. Beil. z. Germ. v. 18. Sept. 1926.)

*

Das Thema Katholizismus und Völkerbund ist im Zusammenhang mit der großen Völkerbundtagung während des Herbstes in den verschiedensten Tonarten abgehandelt worden. Auf dem englischen Katholikentag in Manchester (25.—28. 9.) hat Kardinal Bourne von Westminster das Ausscheiden Brasiliens und Spaniens aus dem Völkerbund als wesentliche Schwächung der katholischen Kräfte in Genf beklagt und darauf hingewiesen, daß die englischen Katholiken, die in einem zentralen Catholic Council for Great Britain zusammenzufassen seien, die wichtige Aufgabe zu erfüllen hätten, der Gefahr eines protestantischen Übergewichts im Völkerbund entgegenzutreten. Sehr wichtig ist ferner der Aufsatz des katholischen Völkerrechtslehrers Louis Le Fur von der Pariser Sorbonne, der sowohl im Bulletin des Professeurs catholiques de l'Université als auch im Bulletin catholique international erschienen ist, der ausführt, daß es sehr wohl möglich sei, den zweifellos vorhandenen Einfluß von Freimaurerei und Laizismus in Genf („jeder Stein lispelt hier Humanité" sagte zu mir ein Mitglied unserer deutschen Delegation in Genf) zu kompensieren. Die Teilnahme des Papstes am Völkerbund sei vorerst nicht anzustreben; er müsse aber jederzeit als geistliche Autorität befragt werden können. Der als Überstaat sich geberdende Völkerbund brauche theoretisch der Kirche keinerlei Befugnisse und Aufgaben wegzunehmen, vermöge aber bei richtiger Teilnahme der Katholiken der Kirche neue Achtung zuzuführen.

Im Bulletin catholique international (1. Juni 1926) hat auch Graf Gonzague de Reynold, der Völkerrechtslehrer von Bern, über die von ihm geleitete Union catholique d'Etudes internationales, die in Genf ein eigenes Büro unterhält, eingehend unterrichtet. Darnach ist der Versuch, direkte diplomatische Beziehungen zwischen Heil. Stuhl und Völkerbund herzustellen, vorerst vertagt. Doch ist der Völkerbund nach Ansicht des Verfassers mehr auf Rom angewiesen, als Rom auf den Völkerbund. Die sechste Tagung dieser „Katholischen Union für internationale Studien" fand 3. bis 8. 10. im Zusammenhang mit dem paneuropäischen Kongreß in Wien statt. Aus dem reichen Verhandlungsbericht (vgl. „Neues Reich" Nr. 3) sei hervorgehoben, daß es im Völkerbund selbst der Union gelang, „in der Sklaverei- und Opiumfrage den katholischen Standpunkt durchzusetzen oder ihm wenigstens Beachtung zu verschaffen". Man entschloß sich, gegen die Tendenzen anzukämpfen, die darauf ausgehen, „aus der Völkerbundkommission für geistige Zusammenarbeit eine Art internationales Unterrichtsministerium, wenn nicht gar eine interkonfessionelle Kirche zu machen". In einer Denkschrift solle der Völkerbund darauf hingewiesen werden, daß „die Grundlage aller Völkererziehung nach dem einstimmigen Urteil aller großen Pädagogen die Religion und die antik-kulturellen Güter seien" (Antrag von Prof. Dr. Pohl-Wien). Weiterhin wurde ein Antrag des Wiener Professors Prinz P. Konstantin Hohenlohe angenommen auf Schaffung internationaler katholischer Studentenheime. Ein weiterer Antrag, die internationale Anerkennung des katholischen kirchlichen Gesetzbuchs (CJC), insbesondere des Eherechts, für die katholischen Untertanen aller Staaten zu fordern, wurde einer neugebildeten „Kommission zum Studium grundsätzlicher Fragen" zugewiesen. Daneben tagte eine „humanitare Kommission" über Schmutzliteratur, Rauschgifte, Kinder- und Mädchenschutz u. A.; und es bildete sich eine „Kommission für wirtschaftliche Fragen", die die grundsätzliche Untersuchung der wirtschaftlichen Probleme vom Standpunkt des Katholizismus betreiben solle. Der Höhepunkt der Tagung war die Rede des Alt- und Neubundeskanzlers Dr. Seipel über „Die katholische Moral im internationalen Leben" (vgl. Augsb. PZ. 235 vom 10. 10. und Schles. VZ. vom 15. 10.).

Durch die Bemühungen Graf de Reynolds ist auch die Begründung einer Zentrale für die Katholiken aller Länder in Genf zwischen katholischen Persönlichkeiten der verschiedenen Delegationen der letzten Völkerbundsversammlung besprochen und einem vorbereitenden Ausschuß übergeben worden. Aufgabe dieser Zentrale soll es sein, den Aufgaben des Völkerbunds zu folgen, die katholische Presse und die katholischen Organisationen aller Länder fortlaufend darüber zu unterrichten, in diesen Informationen den katholischen Standpunkt entsprechend hervortreten zu lassen, alle Arbeiten zu sammeln, die von Katholiken und katholischen Organisationen über den Völkerbund gemacht und herausgegeben werden. Eine der wichtigsten Aufgaben soll auch sein, die persönliche Fühlung aller nach Genf kommenden Katholiken der verschiedenen Länder untereinander und mit den katholischen Beamten des Völkerbunds (zu denen bekanntlich auch der Generalsekretär Sir Eric Drummond gehört) herzustellen, eventuell auch einmal eine Aktion geschlossen oder unter gegenseitiger Unterstützung durchzuführen. (Vgl. auch des Züricher Redakteurs Dr. K. Doka Vortrag „Katholizismus und internationales Leben" im „Neuen Reich" Nr. 4.)

*

Über das Verhalten des Preußischen Kultusministeriums im Fall der Emeritierung Wittigs habe ich noch ein aufklärendes Wort in Aussicht gestellt (Sp. 657). Ich habe mich an der Hand der Akten überzeugt, daß das bedauerliche Versehen, wonach Wittig zunächst nicht emeritiert, sondern unter Gehaltssperre fristlos entlassen wurde, wie ohne Weiteres anzunehmen war, weder auf Eingreifen Pacellis oder des Breslauer Kardinals, auch nicht auf Initiative des katholischen Staatssekretärs im Kultusministerium noch auf katholikenfreundliche Maßnahmen des Ministers Becker selbst zurückgeht, sondern einfach ein sehr ärgerliches Kanzleiversehen war, wobei das Formular für Entlassung mit dem der Emeritierung verwechselt und dies infolge einer Reihe von Vertretungen (auch der Kurator in Breslau war erst wenige Tage in seinem Amt) nicht bemerkt wurde; ja der Kuratorialbeamte in Breslau hat in seiner formalistischen Korrektheit durch Sperrung des Gehalts, wie es bei Entlassungen üblich ist, den Fehler erst recht kraß gemacht. Sobald der Irrtum durch einen Brief Wittigs dem Ministerium bekannt wurde, ist durch drei dringende Telegramme an Kurator, Kasse und Wittig selbst Abhilfe geschaffen worden.

Der Fall Wittig beschäftigt die katholische Presse immer noch. Zwei Aufsätze aus der Schweiz, von Dr. Kurt Reinhard in Zürich und Dr. August Rüegg in Basel, suchen sowohl dem Entscheid der Kurie, als auch der Persönlichkeit Wittigs gerecht zu werden (Schweiz. Rundsch. 6; Augsb. PZ. Beil. 9. Okt.; Das Neue Reich 50) — eine Harmonistik, die natürlich das Verständnis Wittigs verkürzen muß.

Inzwischen ist Wittigs „Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo" in neuer Ausgabe im Verlag der CW neu greifbar geworden. Hoffentlich wird das eigenartige und prächtige Buch ein Weihnachtsgeschenk vieler unserer Leser.

*

Anläßlich der Tagung der Hochkirchlichen Vereinigung am 14. und 15. 9. in Berlin bringt der katholische Maasbode vom 14. 9. einen Artikel des Benediktinerpaters Dom Ildefons Dirks, der zu den Mönchen der Kircheneinigung (Sp. 610) gehört. Danach hat der Präses der Hochkirchlichen Vereinigung, Pastor von Volkenstern in Altona, eine Einladung zur Teilnahme am Kongreß an die belgischen Benediktiner von der Kircheneinigung gerichtet und zugleich um Gebet für das Gelingen der Tagung ersucht.

Marburg Heinrich Hermelink

Wöchentliche Chronik

Auf der Genfer Tagung des Reformierten Weltbundes wurde ein Austausch von Studenten, Professoren und Pfarrern ins Auge gefaßt.

Zu CW 17 Sp. 876, Chronik, Absatz 1 geben wir eine Berichtigung wieder, die sich allerdings nicht auf den Auszug in der CW, sondern auf einen Artikel der Vossischen Zeitung bezieht, aber als Ganzes von Interesse ist: Die Mitteilungen in der „Vossischen Zeitung" vom 27. und 28. August über die Internationale Kirchenkonferenz widersprechen in wesentlichen Punkten den Tatsachen. Präsident DDr. Kapler hat niemals die Zusammenarbeit mit dem Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen bekämpft, oder sich dahin geäußert, daß die Ziele des Weltbundes mit dem christlichen Glauben nicht übereinstimmten. Die den Herren Reichsgerichtspräsident Dr. Simons, Professor D. Titius und Präsident Dr. Capesius zugeschriebenen Äußerungen über die Kriegsschuldfrage sind weder im Wortlaut noch dem Sinne

nach gefallen. Die drei vorgenannten Herren haben in dieser Frage überhaupt das Wort nicht ergriffen. Ebensowenig hat Prälat D. Schoell die ihm zugeschriebene Äußerung über die Demokratie getan.

Der Vorstand des Lutherischen Bundes hat eine Erklärung in Sachen des lutherischen Einigungswerkes veröffentlicht, in der es heißt: „Der Deutsche Evangelische Kirchenbund, der sich immer gegen den Vorwurf verwahrt, eine Reichskirche darstellen zu wollen, wird, wie unter Anderem die neugeschaffenen Titel und Ämter zeigen, wesentlich von unionistischer Seite aus geleitet. Der Sitz des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses ist in Berlin. Sein Präsident ist gleichzeitig der Präsident des Preußischen Evangelischen Oberkirchenrates. ... Der Kirchenbund bedroht ferner durch sein Diasporagesetz den lutherischen Bekenntnisstand vieler Auslandsgemeinden. In der Schulfrage, wo es sich darum handelt, den bekenntnismäßigen Religionsunterricht zu retten, hat er völlig versagt. ... Der Deutsche Evangelische Kirchenbund ist seiner ganzen Struktur nach nicht in der Lage, die Interessen der lutherischen Landeskirchen zu wahren." In dem beabsichtigten engeren Zusammenschluß der lutherischen Landeskirchen innerhalb des Deutschen Evangelischen Kirchenbundes wird „ein Anzeichen von Wiedererwachen lutherisch-kirchlichen Bewußtseins" erblickt, aber befürchtet, „daß für ein selbständiges, wahrhaft kirchliches Handeln eines solchen lutherischen Kirchenbundes innerhalb des Deutschen Evangelischen Kirchenbundes in seiner gegenwärtigen Gestalt kein Raum sein wird". Der Zusammenschluß der lutherischen Kirchen Deutschlands zu einem unabhängigen Lutherischem Kirchenbund sei „der einzige Weg, den deutschen lutherischen Landeskirchen wirklich zu neuer Kraft und gedeihlicher Entwicklung zu verhelfen"; nur auf diesem Wege wäre auch ein Zusammengehen mit lutherischen Freikirchen möglich, die bei einer Zusammenfassung lutherischen Kirchentums in Deutschland nicht fehlen dürften.

Der preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung hat verfügt, daß der 31. Oktober, wenn er auf einen Wochentag fällt, für Lehrer und Schüler schulfrei ist.

Unter Mitwirkung der großen evangelischen Verbände ist eine Evangelische Heimstättengesellschaft gegründet. Der Zentralausschuß für Innere Mission hat eine Beratungsstelle für Siedler eingerichtet.

Die von Professor Böhmer in AELKZ 30 Sp. 702 ausgesprochene Behauptung, Professor Troeltsch habe auf dem Sterbebette erklärt: Es bleibe für den das Leben ernstlich betrachtenden Menschen nichts Anderes mehr übrig, als katholisch zu werden, ist, wie Pfarrer D. Köhler in PrBl 40 laut Ermächtigung von Frau Professor Troeltsch erklärt, nicht wahr.

Bei der Tagung des Bundes Haus und Schule in Frankfurt a. O. vom 7.—11. Oktober wurde nach einen Vortrag des Bundesdirektors Winkler eine Resolution einstimmig angenommen, die eine grundsätzliche Abkehr von dem Gedanken der Staatsschule und Religionsunterricht auf dem Grunde der objektiven Wahrheiten des alten Evangeliums fordert. Der Geist evangelischen Glaubens müsse den gesamten Unterricht durchdringen, ein irgendwie gesetzmäßig zugelassenes Mitwirkungsrecht der Kirche müsse möglich sein. Rb 243

In Westfalen haben sich die bereits in zahlreichen Städten bestehenden evangelischen Akademikerverbände zu einem Provinzialverband zusammengeschlossen, wie er im Rheinland schon besteht.

Der Landesverein für innere Mission in Schleswig-Holstein hat eine Landkulturheim-G. m. b. H. zum Zwecke der produktiven Erwerbslosenfürsorge ins Leben gerufen, die den Ankauf eines 800 Hektar großen eingedeichten Ödlandsgebiets beabsichtigt.

Der Landeskirchenrat in Thüringen hat vorläufige Richtlinien für die Ausbildung, Prüfung und Verwendung der Theologinnen in der Thüringer Kirche erlassen, wonach die Theologinnen zwei Prüfungen zu bestehen haben, daraufhin werden sie zu Pfarrhelferinnen ernannt und durch besondere Ordination in ihren Dienst eingeführt. Ihr Wirkungskreis ist möglichst selbständig zu gestalten und umfaßt kirchliche Wortverkündigung in Andachten und Bibelstunden sowie im Kindergottesdienst, kirchliche Lehrtätigkeit, nach Vereinbarung mit dem zuständigen Pfarramte seelsorgerliche Tätigkeit in der Gemeinde, in der Frauenstation der Kranken- und Gefangenenanstalten, sowie Pflege und Fürsorge für die Frauen und die weibliche Jugend. Die Pfarrhelferin ist zu den Sitzungen der Kirchenvertretungen, zu den Pfarrkonferenzen und den regelmäßigen Besprechungen der Gemeindepfarrer zuzuziehen.

Das bayrische Staatsministerium hat einen Landesschulbeirat ins Leben gerufen, der sich aus 12 Lehrervertretern, 4 Schulaufsichtsbeamten, 4 Vertretern der kirchlichen Oberbehörden, 4 der Elternschaft und einem Schularzt zusammensetzt.

Die katholische deutsche Presse verfügt über 395 Organe, von denen 259 fünfmal, 48 über sechsmal erscheinen; die deutschnationale über 440, die sozialdemokratische über 163, die demokratische über 113, die liberale und volksparteiliche über 106. DEK 42

An der Weihe der neuen protestantischen Kirche in Dagmersellen Kanton Luzern nahmen der katholische Ortsgeistliche und die Lehrerschaft teil und sprachen ihre Segenswünsche aus; die Glocke war von einem katholischen Bürger gestiftet. Der Abt des Klosters Engelberg entfernte auf Intervention des reformierten Pfarrers eine an der Kirchentür angeschlagene für die Protestanten verletzende „Gebetsmeinung". RefKZ 40

Der Kirchentag der Deutschen Evangelischen Kirche für Böhmen, Mähren und Schlesien hat die Vertretung der Frauenvereine in den kirchlichen Körperschaften beschlossen und eine neue Prüfungsordnung für die Amtsprüfung der Kandidaten der Theologie geschaffen. Die Bischofsfrage wurde bis zu deren Erledigung durch die deutschen Kirchen zurückgestellt.

An der Universität Utrecht ist von einer freien Vereinigung ein Lehrstuhl für Apologie des Christentums bei der dortigen theologischen Fakultät und zwar persönlich für D. A. H. de Hartog-Amsterdam eingerichtet.

Die neugegründete römisch-katholische Universität in Nymwegen hatte in den drei ersten Jahren ihres Bestehens eine ständig wachsende Zahl von Studierenden zu verzeichnen: 189, 288, 327.

In der irischen presbyterianischen Kirche hat sich eine Bible Standards League gebildet gegen jede Erweichung des Ordinationsgelübdes.

Die türkische Regierung hat alle Zweigstellen des christlichen Vereins junger Männer verboten, weil dieser durch religiöse Propaganda die Türken ihrem Glauben abspenstig zu machen suche. AELKZ 43

Ein besonderer Artikel der neuen griechischen Verfassung stellt die von Pangalos beseitigte Autonomie der Mönchsrepublik Athos wieder her.

Die Verkehrskommission des Völkerbundes hat ihre Vorschläge für die Festlegung des Osterfestes (1. Sonntag im April) eingereicht.

Die Memorial Christian Church zu Haines City in Florida hat die Kirchenbänke abgeschafft und an deren Stelle Schaukelstühle aufgestellt. SchwzKirchenfreund 20 *)

Die Ostasienmission sucht für ihre Schularbeit in Tsingtau einen jungen Pfarrer oder Kandidaten. Anfragen an Missionsdirektor D. Witte, Berlin-Steglitz, Sedanstraße 40.

Die Société Centrale Evangelique nimmt einen deutschen schweizerischen Pfarrer zur kirchlichen Sammlung und Seelsorge an den deutschen Schweizern in Gers in Dienst.

Die Tagung Kultus und Kunst ist vom 9.—12. November auf Frühjahr 1927 verlegt.

Von Personen. Berufen: Professor D. Ernst Kohlmeyer in Kiel als Kirchenhistoriker an Seebergs Stelle nach Breslau. D. Wehrung-Münster hat in Halle angenommen. Zum D. promoviert: Studienrat Professor Hickmann in Leipzig von Leipzig; Oberkirchenrat Goesch in Schwerin von Rostock; Pfarrer Lic. Hermann Greiner in Frankfurt a. M. von Erlangen; Präsident des Landeskirchenamts in Cassel Karl Stamm und Pfarrer Theodor Dithmar in Cassel-Wilhelmshöhe von Marburg; GKR Dr. Friedrich Clemens Ebrard in Frankfurt a. M. und Vizepräsident des Landeskirchenamts in Darmstadt Wilhelm Bernbeck von Gießen; zum Lic. theol. Oberstudienrätin Hedwig Jahnow in Marburg von Gießen. Gestorben: Professor D. Otto Schmiedel in Eisenach. ESt

Verschiedenes

Zu der Kontroverse Greßmann-Brunner

Ich bin erschrocken und betrübt, daß die Geister so auseinanderfahren. Ich wähnte ernstlich, daß wir in diesen Sachen gewisser und einiger wären. Auch im „Kirchenblatt für die reformierte Schweiz" verlief die Auseinandersetzung unbefriedigend. Über die Selbstverständlichkeit historisch-philologischer Auslegung des Buchstabens sollte kein Streit sein. Welchen religiösen Gewinn wir aus dem Buchstaben — auch durch möglichen Irrtum seiner Auslegung hindurch — haben mögen, ist dann ein Andres. Aber es darf keine neue Allegorese geben. Ich möchte noch kein redaktionelles Schlußwort sagen, nur wiederholen, daß mir gerade Gen. 3 ein Schriftwort zu sein scheint, an dem der Theologe seine Meisterschaft bewähren kann. Es rächt sich, daß man die „Hermeneutik" vernachlässigt hat. Vgl. oben Sp. 1070, auch Sp. 1050, dazu früher.

Vom Dreiländertag der FCW in Basel

Das Treffen der Freunde der Christlichen Welt am 18. Oktober war über Erwarten gut besucht, besonders auch aus dem Elsaß. Wir mußten aus unserm bescheidnen Gemach in ein Auditiorium maximum umziehn. „Einst und Jetzt" war das Thema, die Aussprache, von der Politik ausgeschlossen blieb, brachte alle drei Länder zu Worte. Es wurde beschlossen, die Zusammenkunft am selben Platze um dieselbe Zeit übers Jahr zu wiederholen; Thema: „Bibelwissenschaft und Wort Gottes" mit einem elsässer und einem schweizer Redner. — Näheres über den Baseler Tag in der vorbereiteten Nr. 86 „An die Freunde". Man darf wohl mit einiger Genugtuung sagen, daß eine solche Versammlung nur auf dem Boden der CW möglich war. R

*) Die Vorliebe der Amerikaner für Schaukelstühle ist uns zwar sehr wohl bekannt, aber diese Nachricht doch verdächtig.

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Die Pfarrstelle

der evangelischen Gemeinde **Witzhelden** (Kreis Solingen, Rheinland) wird voraussichtlich demnächst frei und ist durch Gemeindewahl zu besetzen. 1600 Seelen in zerstreut liegenden Ortschaften. Geräumiges Pfarrhaus mit großem Obstbaumhof und Garten. Von der 4 km entfernten Bahnstation Hilgen (Strecke Opladen-Lennep) Kraftwagen-Verbindung über Witzhelden nach Solingen. Eignung für Jugendarbeit erforderlich. Bewerbungen mit Lebenslauf und Zeugnissen bis zum 15. November an das

Presbyterium, z. H. Pfarrer Elsas, Witzhelden.

Evangelischer Diakonieverein E.V.

Berlin-Zehlendorf, Heidestraße 20

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre. Bevorzugt werden Bewerberinnen im Alter von 20—30 Jahren.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Der Hessische Diakonieverein

gewährt evangelischen jungen Mädchen mit höherer Allgemeinbildung unentgeltliche Ausbildung in der Krankenpflege jeder Art mit abschließendem Staatsexamen in den Krankenpflegeschulen zu Hanau und Nordhausen. Daneben Ausbildung in der sozialen Fürsorge und der praktischen Gemeindearbeit in dem Gemeindepflegeseminar zu Darmstadt. Kranken- und Gemeindeschwestern, Kindergärtnerinnen, Jugend- und Wohlfahrtspflegerinnen finden durch ihn Anstellung mit Gehalt, Lebensstellung und auskömmliche Altersversorgung. Prospekt gegen Voreinsendung von 20 Pf.

Näheres durch Pfarrer Guyot, Darmstadt, Freiligrathstr. 8.

Viktoriaheim

staatlich anerkannte Haushaltungsschule zu Cassel-Wilhelmshöhe.
Töchterheim für evangelische junge Mädchen gebildeter Stände.

Leiterinnen: Matilde Schulz, Elisabeth Wessel.

Billige böhmische Bettfedern!

Nur gutfüllende Sorten!

Ein Kilo: graue, geschlissene M. 3.—, halbweiße M. 4.—, weiße M. 5.—, bessere M. 6.— und 7.—, daunenweiche M. 8.— und 10.—, beste Sorte M. 12.— und 14.—, halbweiße, ungeschlissene M. 6.—, weiße ungeschlissene M. 7.50 u. 9.50, beste Sorte M. 11.—. **Versand von meiner bayer. Versandstelle franko und zollfrei.** Muster frei. Umtausch u. Rücknahme auf meine Kosten gestattet.

Benedikt Sachsel, Lobes Nr. 326 bei Pilsen (Böhmen).

Ich zahle höchste Preise für Briefmarken!

Ganze Sammlungen, Einzelmarken, Marken auf **Briefen,** auch Massenware usw., kaufe ich zu den **höchsten Preisen** gegen bar und bitte um — für Sie unverbindliche — Ansichtssendungen.

Erledigung umgehend.

Beste Referenzen stehen zur Verfügung.

Carl Spiegel, Berlin SW. 61, Belle Alliancestraße 90.

Erholungsbedürftige

finden im **Heim der Freunde der Christlichen Welt** in **Friedrichroda i. Thür.,** Schreibersweg 6, Fernspr. 270, liebevolle Aufnahme und Pflege. Herbst und Winter besonders geeignet für stille Erholung, Nachkur nach Krankheiten, Ruhe zu wissenschaftlicher Arbeit. Geschützte Lage des Hauses. Gut heizbare Zimmer. Gute Verpflegung. Anfragen an die Hausmutter.

„Der Kleintier- und Gartenfreund"

Illustrierte Wochenschrift für Geflügel-, Kaninchen-, Ziegen-, Hunde- und Bienenzüchter, sowie Gartenbesitzer.

Erscheint jeden Freitag.

Preis im Vierteljahr nur 1.50 M.

Lehrreiche und leicht verständliche Artikel von ersten Mitarbeitern für alle Gebiete der Kleintierzucht und des Gartenbaues.

Jeder Abonnent ein Freiinserat im Vierteljahr im Werte von 1.50 M.

Probenummern kostenlos vom Verlag:

Buchdruckerei **Mich. Magin, Rodalben** (Pfalz).

Tüchtige Abonnentensammler gegen gute Vergütung gesucht.

Haushaltleitung

sucht pädag. geb. Dame, langjähr. Erzieherin mutterlosen Kindes. Frankfurt a. M. oder Umgebung bevorzugt.

Sophie Heß
Berlin-Westend, Bayernallee 2.

Die Prosaschule

von Dr. Broder Christiansen gibt edlen Stil und macht die Feder leicht. Halbleinenband Mk. 12.—. Urteile kostenlos.

Felsen-Verlag, Buchenbach-Baden

Gratis!!!

erhalten Sie 100 Visitkarten **mit Namen** bei Einkauf von M. 20.— an

100 Bg. Leinenpapier m. Monogr.	2.—
100 Hüllen mit Seidenfutter	1.50
100 Postkarten	—.35
100 Sütterlin-Schreibhefte holzfrei	7.—
500 Bogen Konzept	4.25
500 Dienstumschläge	2.25
Große Briefblocks 50 Blatt stark	—.35

Muster und Preisliste gratis!

J. Lissner,
Papier- u. Schreibwarenversandhaus,
Breslau 11, Nicolaistraße 138.

Luther-

gesamtausgabe (Böhlau)
62 Bände in Orig.-Halbleder, wie neu, zu verkaufen.
Frau Prof. D. Dr. **Baethgen,**
Rohrbach bei Heidelberg.

Unter günstigen Bedingungen

suchen wir weitere

gut empfohlene

Vertreter

für ein ausgezeichnet besprochenes

Bilderwerk

mit wundervollen neuen Aufnahmen von Palästina und den heiligen Orten

Angebote unter **Nr. 21** an die Geschäftsstelle erbeten.

Erstklassige Referenzen notwendig

Ia Eiderfettkäse

9 Pfd. = M. 6.— franko

Dampfkäsefabrik, Rendsburg

100 Rasierklingen

4.80 Mark frko.
Nichtgefall.: Geld zurück.
Fa. v. Münchhausen
Wesermünde-Lehe

Kostenlos

Katalog 308: **Die Pfarrbibliothek** (Predigtliteratur, Geschenkwerke etc.)

Alfred Lorentz, Buchhandlung und Antiquariat
Leipzig, Kurprinzstraße 10.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182.
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 18. November

Dieser Nummer liegt bei: Prospekt **„Ich hoffe"** (Leopold Klotz Verlag, Gotha). Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.